Mit 9 Stammt. u. 18 Tab. Kupf.

4° H. As. 64

Briefe
über
Oſt-Indien,
das Vorgebirge der guten Hoffnung
und die Inſel St. Helene.

Geſchrieben aus dieſen Ländern

von

C. C. Beſt,

Hauptmann bey den Chur-Hannöverſchen Truppen in Oſtindien.

Herausgegeben

von

Karl Gottlob Küttner.

Mit colorirten Abbildungen und Proſpecten.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen, 1807.

Wl. 43/388

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Im Jahre 1781 wurden im Churfürſtenthume Hannover, auf Befehl des Landesherrn, zwey Regimenter Infanterie errichtet, und zum Dienſt für England nach Oſtindien beſtimmt. Ich befand mich unter der Zahl der Officiere, die dabey angeſetzt wurden. Das erſte Regiment, welches die Nummer 14 erhielt, wurde im October deſſelben Jahres zu Stade auf Transportſchiffen, die unter Bedeckung einer Fregatte von England herüber gekommen

waren, eingeſchifft. Das andre Regiment, Nummer 15, wurde gegen das Frühjahr 1782 vollſtändig, und langte im Sommer zu Portsmuth in England an, indeß ein Theil des erſtern den nämlichen Sommer ſchon ſeine Beſtimmung erreichte, und ſogleich an den Kriegsopera- tionen in Indien Theil nahm. Der Reſt deſſelben, wel- cher wegen Sturm und widriger Winde zurückgeblieben, ſo wie das ganze funfzehnte Regiment folgten darauf im Frühjahr 1783 nach.

Neun Jahre hindurch theilte ich mit dieſen Truppen in jenem Lande Leiden und Freuden, Beſchwerlichkeit und Vergnügen. Ich fand dort eine ganz andre Natur, ein andres Klima, andre Anſichten, andre Erzeugniſſe, andre Menſchen, andre Sitten; ich wurde davon über- raſcht angezogen und von Gefühlen bewegt, welche nicht beſchrieben, ſondern nur an Ort und Stelle nach empfun-

den werden können. Der lange Aufenthalt und die Verhältniſſe, in welchen ich mich als Officier befand, gaben mir Gelegenheit, vieles Merkwürdige zu beobachten. Ich ſchrieb meine Bemerkungen nieder, und, da ich etwas zeichnen gelernt hatte, entwarf ich von Gegenſtänden, die beſſer durch anſchauliche Abbildung, als durch Beſchreibungen dargeſtellt werden konnten, mehrere Zeichnungen; theils zu meinem Vergnügen, und um mich künftig des Geſehenen und Gehörten manchmal deſto lebhafter zu erinnern, theils um meinen Freunden in Europa etwas aus Indien zu überſenden, das auch ihnen Vergnügen machen möchte. Bald aber ſahe ich wohl, daß bloße Abbildungen nicht hinreichen würden, ſie von den Gegenſtänden gehörig zu unterrichten, und daß eine Erklärung der Zeichnungen durchaus nöthig ſey, wenn ich ihnen einen deutlichen Begriff von manchen Dingen geben wollte. Ich lieferte ihnen alſo in meinen Briefen Be-

ſchreibungen der abgebildeten Gegenſtände, gleich als einen Commentar darüber, und ſo entſtand dieſes kleine Werk, welches ſich jetzt dem Publicum mit Beſcheidenheit vorlege.

B.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Brief.	Reiſe von Braſilien nach Madras.	Seite 3
II. Brief.	Verlegung der beiden hannöverſchen Regimenter nach Arkot. Beſchreibung der Stadt u. ſ. w.	— 10
III. Brief.	Verſchiedenheit der Nationen. Kaſten der Hindoos, Sprachen.	— 17
IV. Brief.	Religion der Hindoos.	— 26
V. Brief.	Pagoden oder Götzentempel. Verehrung der Götzen, öffentliche Proceſſionen. Die Devadaſis oder Tanzmädchen. Beſchreibung ihres Anzuges und Tanzes. Einzug des Wakil, oder Geſandten von Tippoo-Saib.	— 37
VI. Brief.	Religion der Mohammedaner. Moſcheen. Mauſoleen. Feſt des Hußan-Haßan. Der Nabob von Arkot.	— 46
VII. Brief.	Lebendiges Verbrennen der Wittwen der Hindoos. Anecdote einer Wittwe, die ſich mit dem Körper ihres Mannes verbrennen wollte. Veranlaſſung zu dieſem grauſamen Geſetz. Verbrennen der Leichen bey den Hindoos. Die Mohammedaner begraben ihre Todten.	— 50
VIII. Brief.	Die Art in Indien zu reiſen. Beſchreibung eines Palankins. Choultrys — Ruhehäuſer. — Indiſches Fuhrwerk — Häkery.	— 56

IX. Brief.	Poſtweſen und Jagd.	Seite 65
X. Brief.	Rückkehr des Verfaſſers nach Madras. Schulen. Oeffentlicher Unterricht der Jugend der Hindoos und Mohammedaner.	— 68
XI. Brief.	Beſchreibung des indiſchen Frauenzimmers. Verlöbniſſe und Hochzeiten. Erziehung der Kinder. Kleidung und Schmuck der wohlhabenden Frauenzimmer. Das mooriſche Frauenzimmer. Vielweiberey. Kleidung und Schmuck.	— 74
XII. Brief.	Lebensart der Hindoos. Ihre Wohnungen. Speiſen. Kleidung. Luxus. Krankheiten. Heilmittel der Indier.	— 80
XIII. Brief.	Ackerbau. Gärten, Gewächſe, Früchte, Geſträuche und Bäume.	— 86
XIV. Brief.	Thiere und Inſecten.	— 94
XV. Brief.	Handel, Gewerbe, Künſte und Schiffarth. Münzen.	— 100
XVI. Brief.	Gerichtspflege. Geſetze. Strafen.	— 112
XVII. Brief.	Militair der engliſch-oſtindiſchen Compagnie.	— 119
XVIII. Brief.	Militair indiſcher Fürſten.	— 127
XIX. Brief.	Religiöſe Schauſpiele der zur chriſt-katholiſchen Religion übergegangenen Indier. Equilibriſten und Seiltänzer, Taſchenſpieler, Schlangenfänger, Gaukler, Zwerge und Mißgeburten.	— 133
XX. Brief.	Die Europäer in Indien. Das Fort St. George. Madras.	— 143
XXI. Brief.	Das Vorgebirge der guten Hoffnung.	— 159
XXII. Brief.	Die Inſel St. Helene.	— 165
Erklärung der Kupfer.		— 169

Briefe

über

Oſtindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung, und die Inſel St. Helene.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Brief.

Madras den 15ten Auguſt 1784.

Wir hatten von St. Salvador in Braſilien bis hierher eine ziemlich glückliche Reiſe, ob wir gleich funfzehn Wochen damit zubrachten, und öfters von Stürmen beunruhigt wurden; viel unangenehmer aber waren die Windſtillen, denen wir vorzüglich unter der Linie und den Wendezirkeln ausgeſetzt waren. Für denjenigen, der der Beendigung einer langen Seereiſe ſehnſuchtsvoll entgegen ſieht, iſt eine Windſtille wie die, welche uns einſt vierzehn Tage hindurch befiel, ein Ereigniß, welches eine der widrigſten Empfindungen erregt. Die Hitze iſt dann zwiſchen dem Aequator und den Wendezirkeln in einem vorzüglichen Grade unerträglich, weil ſie durch keine Winde gemildert wird. Jeden Morgen ſteht man mit dem Gedanken auf, daß irgend ein Wind uns aus der unangenehmen Lage erlöſen werde. Was dieſen Zuſtand noch peinlicher macht, iſt der Durſt, dem man durch die Hitze und durch die Salzſpeiſen ausgeſetzt iſt: ein Uebel, das denn vorzüglich unſere armen Soldaten traf, die des Tages nur anderthalb Kanne Waſſer bekamen. Obgleich das Schiff wegen

Mangel an Winde ſtill liegt, ſo wird es doch durch die Bewegung des Meeres, welches auch bey gänzlicher Windſtille immer in Wogen ſich auf und nieder bewegt, hin und her geworfen.

Durch das ſchlechte Segeln einiger unſerer Schiffe wurde unſere ohnehin ſchon langſame Fahrt noch verzögert; denn die uns mitgegebene Bedeckung, The Bristol, von 50 Kanonen, erlaubte keinem Schiffe, durch ſchnelleres Vorrücken ſich von den übrigen zu entfernen, da wir in den indiſchen Gewäſſern leicht auf Feinde hätten ſtoßen können.

Endlich gelangten wir den ſechzehnten April 1783 auf der Rhede vor Madras an, nachdem wir ein und dreyßig Wochen unterwegs geweſen waren. Am folgenden Morgen wurde der Reſt des vierzehnten Regiments, zu welchem ich gehöre, und das ganze funfzehnte Regiment ausgeſchifft. Letzteres wurde nach St. Thomä und Luce, zwey Dörfer, die etwa vier Engliſche Meilen von Madras entfernt ſind, verlegt, das Detachement des vierzehnten aber zu dem übrigen Theile des Regiments, der ſchon im Herbſt 1782 daſelbſt angekommen war, in die Barakes des Forts St. George gelegt. Während des Ausſchiffens entſtand auf einem Schiffe unſerer Flotte, dem Indiaman, *) Duke of Athol, Feuer, zu deſſen Löſchung Leute mit Böten von allen auf der Rhede liegenden Fahrzeugen herbey eilten, das aber, trotz allen Bemühungen, nicht gedämpft werden konnte, und bald darauf mit einem fürchterlichen Krachen in die

*) Indiamen werden die großen Kauffahrteyſchiffe der Engliſch-oſtindiſchen Compagnie genannt. Sie führten ehemals 24, jetzt aber 36 bis 40 Kanonen, und ſind zugleich zum Transport der Truppen ſowohl als für Paſſagiere ſehr bequem eingerichtet.

Luft flog. Viele Menſchen verloren ihr Leben dabey, worunter ſich auch ein Detachement von achtzehn Mann befand, die man bey dem Gepäcke des funfzehnten Regiments zurück gelaſſen hatte. Ihr Officier, Lieutenant Süerßen, der auf den Hintermaſt geſtiegen war, wurde beym Auffliegen des Schiffes in das Meer geſchleudert, aber von einem zur Hülfe herbey geeilten Boote glücklich und unverſehrt aufgefangen. Feuer gehört ohnſtreitig mit zu den ſchrecklichſten Vorfällen, denen man zu Schiffe ausgeſetzt iſt; alles geräth in die äußerſte Beſtürzung und Verwirrung; nur allein der an Gefahren gewöhnte, kaltblütige Seemann iſt, mit Verachtung ſeines eigenen Lebens, bemüht, dem Uebel, wo möglich, abzuhelfen. So war es auch hier! von allen Schiffen eilten Böte zur Rettung herbey; während ihrer Anſtrengung aber drang das Feuer bis zur Pulverkammer, und ſprengte das Schiff in die Luft, wodurch die meiſten zu Hülfe gekommenen, ſo wie die Matroſen und Officiere des Schiffes ſelbſt, ein Opfer ihrer Unerſchrockenheit und ihres Eifers wurden. Noch ſtanden wir am Ufer des Meeres und waren Augenzeugen von dieſem ſchrecklichen Schauſpiele.

Das funfzehnte Regiment verlor an dieſem Tage auf ſeinem Marſche nach St. Thomä und Luce mehrere Leute, und einen Officier, den Lieutenant Schobart, welche theils am Sonnenſtiche, *)

*) Der Sonnenſtich iſt eine Krankheit, bey der, wenn die Sonnenſtrahlen das Haupt ſehr erhitzen, das Blut in den Kopf ſteigt, und der davon befallene Menſch in eine Art von Raſerey verfällt. Sie kann durch Auflegen von kalten, feuchten Tüchern und durch Aderlaſſen geheilt werden; oftmals aber iſt dieſer Zufall ſo heftig, daß der davon Befallene plötzlich todt zu Boden fällt.

theils weil ſie kaltes Waſſer getrunken hatten, plötzlich ſtarben. Man ſieht hieraus, wie ſchädlich es iſt, kalte und kühlende Getränke zu ſich zu nehmen, wenn man erhitzt iſt! Es hat allemal, wenn es auch nicht unmittelbar gleich den Tod nach ſich zieht, doch gewiß auszehrende oder andere tödtliche Krankheiten zur Folge.

Da das tuchene Unterzeug den Leuten wegen der großen Hitze zu unbequem und läſtig war, ſo wurden ſie ſogleich mit Weſten und Pantalons von weißem Cattun verſehen; den Hüten wurde die Form der Korſiſchen Hüte gegeben, und ihr Kips mit einem Turban von weißem Muſelin belegt. Ueberhaupt mußten wir uns an eine ganz andere Lebensart gewöhnen, welche dem dortigen Klima angemeſſen iſt. Die Leute wurden mit Strenge angehalten, Correy zu eſſen, und ſich aller kühlenden Speiſen und Getränke zu enthalten.

Correy iſt die tägliche Speiſe der Indier. Er wird auf mancherley Art zubereitet; gewöhnlich beſteht er aus einem Ragout von Fleiſch oder Fiſchen: — (diejenigen Kaſten, welche keine Fleiſchſpeiſen genießen dürfen, nehmen Früchte oder Gemüſe —) die Brühe, welche durch Saffran oder Gurkommey gelb gefärbt iſt, wird mit allerhand Gewürzen, vorzüglich Spaniſchem Pfeffer, vermiſcht. Zu dieſem Ragout ißt man dann Reiß aus Waſſer gekocht. Eine dieſem Gericht ähnliche Suppe, die vorzüglich dort des Abends genoſſen wird, heißt auf Tamuliſch Mulikitany. Dieſe ſtark gewürzten Speiſen ſind zur Erhaltung der Geſundheit hier unumgänglich nothwendig, und alle erfahrene Aerzte pflegen ſolche dem hier ankommenden Europäer zu empfehlen.

Da von unſerm Regimente bereits ein Detachement bey der

engliſchen Armee im Carnatik ſtand, ſo wurde für nöthig befun=
den, ſolches zu verſtärken. Die Abtheilung vom vierzehnten und
funfzehnten Regimente, bey welcher erſteren ich mich befand, und
die vom Oberſtlieutenant von Wangenheim befehligt wurde,
ſegelte im Monat May 1783 von Madras ab, und wurde
zu Anfange Juny ohnweit Cuddalore ausgeſchifft, wo wir uns
mit der engliſchen Armee unter dem Commando des Gene=
rals Steward vereinigten. Am dreyzehnten Juny griffen wir
die Franzoſen, welche ſich vor der Feſtung Cuddalore verſchanzt
hatten, zu mehrerenmalen vergebens an, waren jedoch nachher
ſo glücklich, ſolche gänzlich aus ihren Verſchanzungen zu vertrei=
ben. Wir verloren von unſerm Detachement beyder Regimenter
1 Major, 2 Hauptleute, 2 Officiere, 5 Unterofficiere und 63
Mann an Todten, und hatten 11 Officiere, 13 Unterofficiere
und 127 Mann an Verwundeten, von welchen nachher mehrere
an ſchweren Wunden ſtarben. Wir fingen nunmehro an, die
Feſtung förmlich einzuſchließen und zu belagern. Der Feind
ſuchte dieß zu verhindern, und machte in der Nacht am fünf
und zwanzigſten einen Ausfall auf unſere Trancheen, wobey
er aber eine beträchtliche Anzahl Menſchen und Waffen ver=
lor, ohne irgend einen Vortheil zu erlangen. Bald darauf
wurde der im Anfange dieſes Jahres zu Verſailles abgeſchloſ=
ſene Friede bekannt, worauf die Feindſeligkeiten ſogleich von bey=
den Seiten eingeſtellt wurden. Ein Theil der Armee wurde ge=
gen Tippoo=Saib geſandt, welcher immer noch zu keinen freund=
lichen Geſinnungen geneigt ſchien, und man hoffte ihn nun um
ſo mehr dazu zwingen zu können, da man mit zwey gefährlichen
Feinden, den Maratten und Franzoſen, bereits Frieden ge=

ſchloſſen hatte. Die übrigen Truppen wurden in ihre verſchiedenen Garniſonen oder Cantonnements zurück geſchickt. Ich befand mich unter dieſen, und wurde zu Herſtellung meiner Geſundheit nach Madras geſandt. Wir hatten während der Belagerung von Cuddalore ſehr viel von der Ruhr gelitten, an welcher Krankheit wir viele Leute verloren. Auch ich wurde von derſelben befallen, und erſt lange nachher in Madras davon befreyet.

Ein anderes Detachement unſerer Regimenter, unter dem Befehle des Majors von Kruſe, wurde mit einer kleinen Armee, unter dem Commando des Oberſten Macleod, nach der Küſte von Malabar geſandt, um die Königin von Kannanore zu züchtigen. Dieſe Königin nemlich, welche neutral war, hatte eine Anzahl engliſcher Matroſen, die in ihrem Gebiete Schiffbruch erlitten hatten, in Ketten legen laſſen, und ſie an Tippoo-Saib ausgeliefert. Sie mußte aber ſchwer für die Verletzung der Neutralität büßen. Da ſie gegen einen Ueberfall nicht vorbereitet war, ſo wurde es unſern Truppen ſehr leicht, ihr Land und die Hauptſtadt zu erobern; letztere wurde mit Sturm eingenommen. Sie mußte die Armee bis zum Frieden mit Tippoo-Saib unterhalten, und überdieß eine anſehnliche Summe an baarem Gelde bezahlen; worauf in der Mitte dieſes Jahres unſer dahin detachirtes Commando mit guter Beute beladen nach Madras zurück kam.

Der Friede mit Tippoo-Saib wurde denn endlich nach vielen Schwierigkeiten, zu Anfange dieſes Jahres, zu Madras unterzeichnet. Ein abgeſchickter Vakil — Geſandte — verhandelte ſolchen in der genannten Stadt mit dem Gouverneur Lord Macartney, und durch ihn wurde eine Anzahl Engliſcher Offi-

ciere und Soldaten erlöſt, die ſeit mehreren Jahren in Tippoo's Gefangenſchaft in Feſſeln und unter der Quaal des Hungers und jeder übeln Behandlung in Kerkern geſchmachtet hatten.

Wir fangen nun an, die Früchte des Friedens immer mehr zu genießen; alle Produkte, ſowol europäiſche als inländiſche, werden jetzt merklich wohlfeiler. Die während des Krieges aus dem Karnatik geflüchteten Einwohner kehren zu ihren Wohnungen und Fluren zurück; denn dieſes Land war durch den Einfall der Hyderſchen Armee im Jahre 1781 ganz verheeret worden. Was nicht flüchtete, wurde vom Feinde als Sklave fortgeſchleppt; ganze Städte und Dörfer wurden in Aſchenhaufen verwandelt, und das Vieh und vorräthige Getraide weggenommen, wodurch denn im folgenden Jahre eine jammervolle Hungersnoth entſtand, die die Engländer ohnerachtet aller ihrer Bemühungen nicht hindern konnten, und wodurch viele Menſchen hingerafft wurden.

Fabriken und Handel ſind nun wieder in ihrem alten Flore, und alles läßt aufs neue eine geſegnete Zukunft hoffen, die für dieſes Land ſo ſehr zu wünſchen iſt.

Sie äußern in Ihrem letzten Briefe den Wunſch, eine nähere Beſchreibung dieſes Landes, ſeiner Einwohner, Erzeugniſſe ꝛc. von mir zu haben. Aehnliche Wünſche ſind auch von meinen Freunden, H. W. und J. aus E.... an mich ergangen. Ich werde ſuchen, ſo viel in meinem Vermögen ſteht, hierüber Kenntniſſe einzuſammeln, um Ihre Wünſche zu befriedigen; zugleich denke ich Ihnen einige den Beſchreibungen angemeſſene, von mir aufgenommene Zeichnungen zu überſenden, damit Sie Sich die Trachten der Indier und einige Gegenden beſſer verſinnlichen können.

Eines der angenehmſten und von uns hier oft mit vieler Ungeduld erwarteten Ereigniſſe iſt die Ankunft europäiſcher Schiffe, die gewöhnlich gleich nach der Monſoon — Regenzeit oder Winterzeit in Indien — und in Friedenszeiten eins nach dem andern hier anzukommen pflegen. Ein jeder von uns ſieht mit Ungeduld dieſem frohen Zeitpunkte entgegen, und erwartet Nachrichten von den geliebten Seinigen, oder auch wohl ein Avancement aus dem Vaterlande.

Werden, wie ich glaube, unſere Regimenter verlegt, ſo will ich eine Reiſe in das Innere dieſes Landes machen, und Ihnen von Zeit zu Zeit die Reſultate meiner Beobachtungen zuſenden.

Zweyter Brief.

Arkot den 27ſten Auguſt 1785.

Die erwartete Verſetzung unſerer Regimenter iſt nun vor ſich gegangen. Die Garniſon der Hauptſtadt des Karnatiks beſteht aus dem Königlichen engliſchen zwey und funfzigſten Regimente, einem Bataillon Seapois, vier Regimentern Eingeborner Kavallerie, und unſern beyden Hannöverſchen Regimentern, ſämmtlich unter dem Commando des Oberſten Reinbold, Chef unſeres vierzehnten Regiments. Die Infanterie liegt in Barraken, die Kavallerie aber cantonnirt etwa zwey Engliſche Meilen von hier jenſeits des Fluſſes Polar, der dicht an der Stadt vorbey

fließt. Unſer Detachement von beyden Regimentern, welches von Cuddalore ab, gegen Tippoo's Armee geſandt wurde, hat, nachdem die Feindſeligkeiten aufgehört, im ſüdlichen Theile des Karnatiks, zu Trippatore, ſo lange in Cantonnement gelegen, und iſt nun hier zu uns geſtoßen. Der Chef des funfzehnten Regiments, Oberſtlieutenant von Wangenheim, ſo wie der Major von Kruſe, ſind zur Herſtellung ihrer Geſundheit nach dem Vaterlande zurück gekehrt. Der Major Offeney, der zeither das Detachement anführte, welches gegen Tippoo gebraucht wurde, commandirt nun das funfzehnte Regiment.

Die Stadt Arkot, ehemaliger Sitz des Nabobs, der gegenwärtig zu Chepaulk, drey engliſche Meilen von Madras, reſidirt, liegt etwa achtzig engliſche Meilen Südweſtwärts von Madras, in einem ſchönen fruchtbaren Thale, welches mit Waldungen und Gebirgen begrenzt iſt. Die ſogenannte ſchwarze Stadt — Pettah — hat etwa zwey engliſche Meilen im Umfange, und iſt vor dem Einfalle des Hyder Aly im Jahr 1781 ſehr bevölkert geweſen. Die mehreſten Einwohner ſind Moorman, doch giebt es auch viele Kaufleute und Fabrikanten von den Hindus. Das Fort liegt einen kleinen Büchſenſchuß weit von der Stadt, iſt mit einem Walle, Graben und Glacis umgeben, kann aber keine Belagerung aushalten. Die europäiſche Infanterie liegt hier in den Barraken, übrigens findet man wenige Häuſer darin, die denn jetzt, da ſie von den Eigenthümern verlaſſen ſind, von Officieren bewohnt werden. Zwiſchen dem Fort und der Pettah ſteht eine Moſchee, nebſt dem Mauſoleum (Siehe Proſpect No. 1.) des ehemaligen Nabobs von Arkot, Anavordy Aly Khan, Vater des jetzt regierenden.

Die mehreſten Officiere wohnen in der Pettah, wo ſie Beſitz von den angeführten Häuſern genommen haben, die ſich ein jeder zu ſeiner Bequemlichkeit eingerichtet hat.

Dieß ſey genug, um Ihnen einen kleinen Abriß von dem Orte unſers gegenwärtigen Aufenthalts zu geben, mit dem wir äußerſt zufrieden ſind; und nun ſollen Sie einige von mir gemachte Beobachtungen über das hieſige Land erhalten.

Die Beſitzungen der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie unter Großbrittanniens Schutze haben ſich ſeit mehreren Jahren anſehnlich vermehrt, indem man ſich verſchiedene Fürſten unterworfen, oder zinsbar gemacht hat. Der Nabob von Karnatik — ein anſehnlicher Diſtrikt an der Oſtküſte dieſer Halbinſel — war ſeit langen Jahren, im eigentlichen Sinne, Vaſall der Engländer. *)

Die alten ſowol als die neu erworbenen Beſitzungen Großbrittanniens **) ſind in ſogenannte Präſidentſchaften getheilt, deren es vier giebt, nemlich: Bengalen, Madras, Bombay und Bencoolen (Benkulen). Mit der von Madras will ich mich nun vorzüglich beſchäftigen.

*) Jetzt iſt ſeine Herrſchaft ganz verſchwunden. Auch Tippoo-Saib — der ſonſt ſo gefährliche Feind der Engländer — iſt nicht mehr, und ſein uſurpirtes Reich iſt größtentheils an dieſes Volk gefallen.

**) Nach zuverläſſiger Berechnung haben folgende Länder

Flächeninhalt nach engl. Quadratmeilen.		Bevölkerung.	
Karnatik . . .	46—733.	Karnatik . . .	3,590,765.
Nördl. Zirkars .	17—508.	Nördl. Zirkars,	
Coimbatore . .	10—150.	Coimbatore,	
Baramahal . .	7—400.	Baramahal und	
Dindigull . . .	2—600.	Dindigull . .	2,636,060.

Dieſe Präſidentſchaft erſtreckt ſich über Karnatik und die dazu gehörigen Fürſtenthümer der Polygars — Südwärts dem Karnatik über die Rajaſchaft Tanjore, Tritſchinopoly, die Länder der Kollorys, Bewohner des Fluſſes Kolloroom (Kollorum) — über Tondimann, Mellore und Nattam, Schowigunga oder Klein-Marawa, Groß-Marawa, Madura und Tiniwelly — (Die fruchtbarſten dieſer Länder ſind Tanjore und Tiniwelly. *) Endlich Nordwärts vom Karnatik über die Zirkars Kondapilly, Ellore, Rajahmundry, Chikakoln und Guntur. **)

Das Karnatik erſtreckt ſich längſt der Seeküſte von dem Fluß Kolloroom bis an die nördlichen Zirkars, und Weſtwärts bis an die Gauts, eine Gebirgskette, die das Land der Maratten, des Moguls und des Nizams von Karnatik trennt. Die vornehmſten befeſtigten Oerter ſind — das Fort St. George an der Seeküſte, Tiagar, Kuddalore, Parmakoil, Trichinopoly, Gingy und Vellore. Trichinopoly (Siehe Proſpect No. 2.) — am Fluſſe Kavery auf einem Felſen — iſt, wegen ſeiner Lage gegen die Gränze des Königreichs Myſore (Meiſohr), eine der bedeutendſten Feſtungen des Karnatiks. Vellore (Siehe Proſpect No. 3.) iſt nicht minder, wegen der drey kleinen Forts, die wie ein Dreyzack auf drey ſteilen Felſen vor dem Orte liegen und ſolchen dominiren, berühmt. Die Feſtungswerke ſind von Granitſteinen erbauet, und der Graben iſt mit

*) Seit dem Jahre 1792 erhielten die Engländer durch den Frieden mit Tippoo-Saib von ſelbigem die Länder Baramahal, Coimbatore und Dindigull.

**) Letztere erhielten die Engländer im Jahre 1789 von dem Nizam (Niſam), einem indiſchen Fürſten.

Alligators, einer Art Krokodillen, angefüllt, die in Kriegeszeiten mit zur Vertheidigung dienen. Vellore liegt in einer reitzenden Gegend; der größte Theil des Weges von Arkot dahin geht in einer ununterbrochenen Allee von Banianbäumen. Granitfelſen, Waldungen, Dörfer und Reisfelder wechſeln mit einander ab. In den Banianbäumen trifft man eine Menge Affen an, die den Reiſenden durch ihr Mienenſpiel und ihre luſtigen Sprünge manche Unterhaltung gewähren.

Die Stadt Madura — in der Provinz gleiches Namens — iſt eine der größten, und liegt zwiſchen dem Lande der Kollorys und Dindigull. Sie iſt mit einer Mauer umgeben, die mehrere Baſtionen und Thürme hat; der Graben iſt mit Alligators angefüllt. Die Stadt enthält mehrere Pagoden, Moſcheen und Palläſte. Das Land iſt ſehr gebirgig, und zahlreich an wilden Thieren, vorzüglich Elephanten. Die Kollorys, Tondimänn und einige Polygars ſind räuberiſche Völker. Die Lage ihres Landes, das felſig und mit Jungles — wilden Geſträuchen von Bambusrohr (Opuntia, Aloe) — und andern ſtachlichten Gewächſen beſetzt und durchwachſen iſt, ſchützt ſie gegen jeden Ueberfall. Daher hat es oft ſchwer gehalten, den Tribut von ihnen zu bekommen. *) Unter den nördlichen Zirkars zeichnet ſich die Stadt Maßulipatnam wegen ihrer ſchönen Mouſelin- und Cattunfabrik, und wegen ihres Handels, auch Verfertigung des Schnupftobaks, beſonders aus. **)

*) Im vergangenen Jahre hat es den Engländern viel Mühe und Blut gekoſtet, einige aufrühreriſche Polygars zu demüthigen.

**) Die Holländiſche Feſtung Paliakat, welche dreyßig engliſche Meilen Nordwärts Madras liegt, habe ich hier im Proſpect No. 4. beygefügt.

Die Hauptflüſſe ſind der Godavery, Kiſtna, Kavery; mehrerer kleineren nicht zu gedenken. Sie ſind alle fiſchreich, und deswegen merkwürdig, daß ſie keine Katarakten haben. Sie entſpringen aus der Gebirgskette, den Gauts, und fließen der öſtlichen Seeküſte zu, wo ſie ſich in den Bengaliſchen Meerbuſen ergießen. Im Sommer ſind ſie ſehr klein, ja einige ganz ausgetrocknet, da ſie hingegen während und gleich nach den Monſoon (Monſohn) — die Winter- oder Regenzeit — angeſchwollen ſind, und manche Gegend überſchwemmen. Ueberdieß iſt das Land von ſtehenden Seen, Bächen und großen Teichen durchſchnitten, die zur Bewäſſerung der Früchte unumgänglich nöthig ſind.

Da dieſes Land unter dem achten bis zwanzigſten Grade nördlicher Breite — alſo dem Aequator ziemlich nahe liegt — ſo kann man ſich von dem Grade der Hitze, der oft über neunzig Grad Fahrenheit beträgt, leicht eine Vorſtellung machen; glücklicher Weiſe hat die Natur dafür geſorgt, daß ſie durch kühle Winde, die vorzüglich von der See herwehen, erträglich gemacht wird. Der drückendſte und ſchädlichſte Wind iſt der, welcher vom Lande, oder von Abend her wehet. Er kommt aus den Gauts, ſtreicht über die von der Sonne erhitzten Sandwüſten und führt eine unerträgliche Hitze mit ſich, welche Krankheiten und Gliederlähmungen im Gefolge hat.

In den Monaten May, Junius, Julius und Auguſt iſt er am heftigſten; glücklicher Weiſe wechſelt er oft mit dem wohlthätigen Seewinde ab, wiewohl er auch nicht ſelten mehrere Tage ohne Abwechſelung anhält. Die Fenſter und Thüren, welche gegen Weſten zu liegen, werden dann geſchloſſen, oder mit Mar-

quiſen verhängt, die mit Waſſer beſprengt werden und einige Kühlung gewähren.

Sommer und Winter wechſeln hier wie in Europa. Die Monſoon nimmt im Monate October ihren Anfang, und dauert bis zu Ende des Decembers. Sie erſtreckt ſich bis an die Gauts, welche die Scheidewand zwiſchen der Küſte Malabar und Koromandel ausmachen. Gewöhnlich fängt dieſe Jahreszeit mit einem öſtlichen Sturmwinde an, welchem zu entgehen alle Schiffe die Rheden an der Küſte von Koromandel verlaſſen, und nach der von Malabar ſegeln. Auffallend iſt es, daß ſich auf dieſer ganzen ungeheuern Ausdehnung kein einziger Hafen findet, der dieſen Namen verdiente. Die neu erhaltene Beſitzung der Inſel Ceylon iſt daher den Engländern von außerordentlichem Nutzen, indem die Schiffe während der Monſoon dort ruhig vor Anker liegen können.

Häufige Regenſchauer mit Sturmwinden und Gewittern wechſeln in der Monſoonzeit mit einander ab, und die Luft iſt ſehr kühl, weil die Sonne nicht durch die dicken Regenwolken dringen kann. Die Monſoon iſt ein wohlthätiges Naturereigniß, weil ohne ſie die Tanks — Teiche und Waſſerbehälter — ohne Waſſer ſeyn würden, welches doch zur Befeuchtung des Erdreichs unumgänglich nothwendig iſt.

Die Erzeugniſſe, welche die Wohlhabenheit dieſes Landes ausmachen, ſind Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Kokus und Weinpalme, Reis, Hirſe, Gram — Bohnen — Salpeter, Salz, alle Arten von Gewürz, Gold, Silber, Bley, Kupfer, Edelſteine, Perlen, *) Marmor, Porphyr, Granit und Onyx.

*) Die Perlen werden bey Tutokorin, am Kap Komorin, gefunden.

Die See wirft den wohlriechenden Ambra aus; aus Reis wird Branntwein und Arrack gemacht. In Golkonda ſoll es 23 Diamanten-Gruben geben, wobey 60,000 Menſchen beſchäftigt ſind. Auch finden ſich dort die ſchönſten Farbenerden, welche nicht allein ausgefahren, ſondern auch zum Färben der Mouſeline und anderer Cattun-Tücher verbraucht werden.

Dritter Brief.

Arkot den 6ten Juny 1786.

Ein Land, das ſeit Jahrhunderten der Tummelplatz des Krieges geweſen, und der Eroberungsſucht benachbarter Völker und haabſüchtiger Europäer ausgeſetzt geweſen iſt, und ſich dennoch durch Fleiß, Indůſtrie, Wohlhabenheit und moraliſch gute Sitten vor vielen andern auszeichnet, verdient mit Recht die Aufmerkſamkeit der Welt.

Dieſes Land iſt Oſtindien, welches von ſeinen Nachbaren den Mongolen, Arabern und Perſern ſowohl, als von den mehreſten Nationen Europas erobert und heimgeſucht worden iſt. Die erſteren haben ſich ſeit dem vierzehnten Jahrhundert, und beſonders ſeit dem Einfall des bekannten Heerführers Tamerlan, über ganz Oſtindien verbreitet, und zum Theil die Herrſchaft über das eigentliche Eigenthum der Hindus an ſich geriſſen. Sie ſind hier unter den Namen Moormänner bekannt,

wofür wir aber in Zukunft lieber das Wort Mogolen gebrauchen wollen, und bekennen ſich zur Mohammedaniſchen Religion. Späterhin ſetzten ſich die Portugieſen, Holländer, Engländer, Franzoſen und Dänen in dieſem Lande feſt; jetzt aber haben die Engländer ſich hier ein ſolches Uebergewicht ſowohl in politiſcher als mercantiliſcher Hinſicht zu erwerben gewußt, daß ſeit dieſem Jahrhundert ein Staat nach dem andern unter ihre Bothmäßigkeit gefallen iſt. Die übrigen europäiſchen Völker beſitzen nur wenig Land, und haben hier und da nur bloße Handelsfactoreyen.

Der Hindu, oder rechtmäßige Bewohner dieſes Landes, zu weichlich, als Krieger das Joch fremder Nationen abzuſchütteln, iſt ſchon zufrieden, wenn er von den Erzeugniſſen ſeines Landes und ſeines Fleißes ſich nähren, und in ſeiner Religion und ſeinen alten Sitten und Gebräuchen, ſo wie ſeit Jahrhunderten ſeine Vorfahren gethan haben, ungeſtört fortleben kann. Willig zahlt er den Tribut, den fremde Beherrſcher ihm auflegen.

Wenn eine ſolche Nation, ſo ſehr an Religion, Sitten, Gebräuche und Moden ſeiner Vorfahren gekettet, ſich von dem Lichte der aufgeklärten Zeiten eher zu entfernen als ſich ihm zu nähern ſcheint, und die gebildeten und aufgeklärteſten unter ihnen noch immer mit Enthuſiasmus an der Abgeſchmacktheit ihres Aberglaubens hängen: ſo muß man über den moraliſch guten Character erſtaunen, der ſich bey dieſem Volke findet, und dem man ſeinen Beyfall nicht verſagen kann. Die Ungereimtheit, das Lächerliche und Abgeſchmackte ihrer Religionsbegriffe und ihres Aberglaubens abgerechnet, findet ſich in ihren Religionsgeſetzen viel gutes, wodurch bürgerliche Ordnung und

Moralität aufrecht erhalten wird, und weshalb man unter ihnen ſo wenige Verbrecher antrifft.

Die beyden Hauptnationen der Präſidentſchaft Madras ſind die Hindus oder Gentus, die ſich wiederum in verſchiedene Kaſten und Abarten theilen laſſen, und dann die Mogolen. Außer den Engländern wohnen daſelbſt noch Armenier (Siehe No. 1.) und Portugieſen, — die erſten europäiſchen Beſitzer dieſes Landes, die ſich zum Theil ſeitdem mit den Indiern vermiſcht haben — und Juden.

Unter den Hindus giebt es vier Hauptkaſten, die wieder in die von der rechten und linken Hand, deren jede abermals aus mehrern Klaſſen beſteht, getheilt ſind.

Die erſte Kaſte enthält die Braminen, welche wieder in drey Klaſſen zerfallen. Die Braminen vom erſten Range ſind Aſtrologen und Auguren; ſie verrichten die Religionsgebräuche bey den Begräbniſſen, führen die Unterhandlungen der Aeltern, welche ihre Kinder mit einander verloben wollen, müſſen die Vedams — von Brama verordnete Gebete — beten. Die vier Vedams enthalten Geſetze, Gebote und Vorſchriften der Hinduſchen Religion. Das Ganze iſt ein Werk ungefähr wie der Koran bey den Mohammedanern. Dieſe Braminen vom erſten Range gehören zu dem Dienſte des Götzen Schiwen, und ihr Abzeichen beſteht darin, daß ſie ſich mit drey Fingern den Leib, die Arme, Schultern und Stirn mit Kuhmiſtaſche beſtreichen, und außerdem einen gelben Strich von Safran vor dem Kopfe tragen.

Die Braminen vom zweyten Range verſehen den Dienſt an den Feſttagen des Schiwen, ſchmücken die Götzen und den

Lingam mit Blumen, beſorgen das Opfern und geben in der Religion Unterricht. Die vom dritten Range verſehen den Götzendienſt des Wiſchenu, und ſind im ganzen das, was die erſte Klaſſe beym Schiwen iſt. Sie tragen vor der Stirn zwey weiſſe Streifen, und in deren Mitte einen gelben oder rothen. Die weiſſen Streifen bedeuten den Gott Wiſchenu, und der gelbe oder rothe, ſein Weib Latſchimy.

Dieſe Prieſter tragen keinen Turban; die vom dritten Range zuweilen eine lange rothe Mütze; ſie ſcheeren ihr Haupt- und Barthaar, von welchem erſteren ſie jedoch einen kleinen Schopf auf dem Wirbel des Kopfes ſtehen laſſen, welchen ſie in einen Knoten ſchürzen.

Ueber die linke Schulter tragen ſie eine Schnur von ſieben Faden, an deren Ende, welches bis auf die rechte Hüfte herabhängt, eine ſilberne Kapſel befeſtigt iſt, worin ein Lingam ſich befindet. Um ihre Hüften ſchürzen ſie ein gelbliches Tuch, das nicht völlig bis an die Knöchel herunter hängt. Die Schnur erhalten die jungen Braminen zwiſchen dem ſiebenten und neunten Jahre, in welcher Zeit ſie die Göttergeſchichte und die Vedams lernen; im zwölften Jahre werden ſie zu dem Prieſteramte eingeweiht; auch können ſie Weiber nehmen. Die Braminen eſſen kein Fleiſch, weil ſie die Seelenwanderung glauben. Ihren Unterhalt erhalten ſie von Opfern, Geſchenken und Allmoſen; bey dem Verbrennen einer Leiche bekommen ſie von den Anverwandten die ſogenannten zehn Geſchenke. Dieſe beſtehen oft in einer Kuh, einem Stücke Land, einem Garten, in Zeug, Reis und andern Sachen. Bey ihrer ſtarken Vermehrung können ſie nicht alle Prieſter werden: daher wählen

die Layen einen andern Stand, der mit der Würde ihrer Kaſte vereinbar iſt; einige werden Kaufleute, andere treiben Wechſelgeſchäfte; manche erlernen die engliſche Sprache, und dienen als Dübaſchy — Haushofmeiſter — welchen Namen aber auch der erſte Bediente eines Herrn führt. Sie tragen dann einen Turban, und ein langes Kleid, doch kann man ſie immer an den Zeichen vor der Stirn erkennen. Die Prieſter-Braminen ſind unverletzbar; wer eine Hand an ſie legt, wird ſchwer geſtraft; kein Bramin kann wegen eines Verbrechens hingerichtet werden; die höchſte Strafe, die ihm angethan wird, beſteht darin, daß man ihm die Augen ausſticht, oder ihn aus der Kaſte ſtößt.

Niemand kann in die Kaſte der Braminen aufgenommen werden. Eine Ausnahme von der Regel machte der Rajah von *) Travancore, wofür er, wie man ſagt, genöthigt war, eine Kuh von Gold machen zu laſſen, durch welche er durchkriechen mußte. Ich vermuthe aber daß die goldene Kuh weiter nichts bedeutet, als eine anſehnliche Summe Geldes, mit welcher er ſich die Aufnahme in dieſe Kaſte von den Braminen erkaufte.

Man trifft unter dieſer Kaſte, ſo wie unter den vornehmen und begüterten Indiern überhaupt manche gebildete und vernünftige Männer an, die demungeachtet von der Unwürdigkeit ihrer fabelhaften Religionsbegriffe nicht zurück zu bringen ſind.

*) Dieſer Fürſt ſtammt aus der Kaſte der Rajahputs, und beherrſcht ein ſehr fruchtbares Land an der Südſeite des Karnatik. Um ſeinetwillen fingen die Engländer, ſeine Bundesgenoſſen, den Krieg mit Tippoo-Saib an, den ſie 1790 ſo vortheilhaft beendigten.

Daher vermeiden ſie gern jedes Geſpräch über dieſen Gegenſtand. Hierin liegt auch die Urſache, warum man unter den Proſelyten, welche die dortige Mißion macht, ſelten einen aus dieſer Klaſſe findet. Die wenigen, die den chriſtlichen Glauben annehmen, ſind gewöhnlich Menſchen, die in großer Armuth leben, oder um irgend eines Verbrechens willen aus ihrer Kaſte geſtoßen worden ſind. Dieſe wenden ſich dann an die Mißionärs, um zu irgend einem Geſchäfte gebraucht zu werden, das ſie vor Mangel ſchützt. Die Katholiken haben jedoch ſtärkern Zulauf als die Proteſtanten, nnd ich vermuthe, daß die Urſache davon in den äußerlichen Ceremonien des Gottesdienſtes liegt, den die katholiſchen Prieſter ganz nach dem Geſchmacke der Indier einzurichten wiſſen. Bey den heiligen Proceſſionen der Katholiken werden die Mutter Gottes und andere Heilige wie indiſche Götzen auf Tragſeſſeln umher geführt, und Feuerwerke dabey abgebrannt. Kurz, es fehlt dabey nichts, als die Tanzmädchen der Indier.

Zweyte Kaſte, Tſchutri Nairen, oder Rajahputs. Sie bekennen ſich zur Secte des Schiwen und Wiſchenu, ihr Haupthaar wird nie geſchoren, auch tragen ſie einen Zwickelbart, und dürfen Fleiſchſpeiſen, Rindfleiſch ausgenommen, genießen.

Aus ihrer Kaſte werden die Fürſten, Regenten, auch Soldaten genommen, und ſie iſt daher, nächſt den Braminen, die vornehmſte.

Die dritte Kaſte, Waſſiers, Banianen, Comitis und Chatty. Dieſe ſind Kauf- und Handelsleute, und theilen ſich wiederum in mehrere Kaſten von der rechten und linken Hand. Sie dürfen Fleiſch eſſen.

Die vierte Kaſte, die Shuters, iſt die zahlreichſte, und theilt ſich ebenfalls in mehrere Zweige von der rechten und linken Hand.

Ackerleute, Handwerker, Wechsler, Aerzte, Wäſcher, Bediente, Bettel-Mönche, Pandarums und die Tanzmädchen gehören zu dieſer Kaſte; auch die Eideyer oder Hirten, welche auch Handel aber kein Handwerk treiben dürfen, gehören hierher.

Die geringſten aller Kaſten, die Pariars, dürfen ſich in keiner Stadt, in keinem Dorfe mit anderen Kaſten zuſammen aufhalten, ſondern müſſen abgeſondert vor der Stadt oder dem Dorfe in niedern Hütten wohnen, welcher Aufenthalt Paretſchary genannt wird.

Sie haben keinen Zutritt in die Pagoden, und können nach Gefallen ſich ein ſelbſtbeliebiges Religions-Syſtem wählen, doch bezeigen ſie allen Götzen der vier erwähnten Kaſten Ehrfurcht und Anbetung, folgen auch allen Gebräuchen derſelben, und eſſen alles Fleiſch, doch ſelten nur Rindfleiſch.

Sie dürfen nie in das Haus eines Mannes von einer höhern Kaſte gehen, ſondern müſſen ihn, wenn ſie Aufträge an ſelbigen haben, heraus rufen laſſen, und ſich mit aller Unterthänigkeit gegen ihn betragen. Ob gleich dieſe Kaſte ſo ſehr verachtet iſt, ſo iſt ſie doch gewiß eine der nützlichſten. Dieſe Leute dienen als Bediente, Pferde-Wärter, Köche, Palankin-Träger; auch werden ſie zum Fiſchen und als Ackerknechte gebraucht. Die allergeringſten dieſer Kaſte ſind die Schäcklor, (Schuſter und Gerber) die Koßevor, (Töpfer) Mutſchis, (Mahler) und Todtys, die zum Reinigen unreiner Sachen gebraucht werden.

Die Schuſter werden von den Europäern auch als Henker gebraucht.

Die Entſtehung dieſer letzteren Kaſten, als der Pariars ꝛc. rühret daher, daß ihre Mitglieder wegen irgend eines Vergehens aus den vier Hauptkaſten geſtoßen worden ſind.

Auch wir Europäer werden von den Indiern für unrein gehalten, weil wir alles Fleiſch eſſen, die Trinkgefäße an die Lippen ſetzen, (welches der Indier nie thut, denn er hält das Gefäß vor den Mund, ohne die Lippen daran zu bringen, und gießt es ſo hinunter) uns mit den Fingern den Mund wiſchen, die Speiſen oft mit der linken Hand zum Munde führen, in Häuſern und Tempeln ausſpucken ꝛc.

Jede Kaſte bleibt für ſich und heirathet nie in eine andere; der Sohn muß das Gewerbe ſeines Vaters annehmen, er mag Geſchicklichkeit und Luſt dazu haben, oder nicht. Einem jeden iſt alſo, nach ſeiner Geburt, ſein Wirkungskreis vorgeſchrieben, worin er ſein künftiges Glück ſuchen muß. Auch bleiben die Trachten ſich immer gleich; jede Kaſte zeichnet ſich durch ihre Kleidung, vorzüglich durch die Turbane, aus; keine Veränderung der Mode findet Statt. So iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen, und ſo wird es wahrſcheinlich noch lange fortdauern.

Die Maratten, eine Nation, die jenſeit der Gauts wohnt, ſtammen urſprünglich aus der Kaſte der Rajahputs ab; ſie eſſen Fleiſch, ausgenommen Rindfleiſch, und tragen langes Haar; ſie nehmen auch andere in ihre Kaſte auf, und ſind mehrentheils alle Krieger.

Die älteſte Sprache der Hindus iſt die Schriftſprache, welche

unter dem Namen Sanskrit, — Samskrit, — oder Samskrdam bekannt iſt. Die Vedams, Religionsgeſchichten, Gedichte und Geſänge zum Lobe ihrer Götter ſind darin geſchrieben. Sie ſoll vollkommner als die griechiſche ſeyn, und wegen ihrer Mannigfaltigkeit und Harmonie ganz vorzüglich für die Dichtkunſt geeignet.

Die andern Sprachen der Hindoos ſind — die Telinga- oder Badaga-Sprache, welche 53 Buchſtaben hat, und vorzüglich auf der Weſt- und Nordſeite der Halbinſel geſprochen wird. — Die Tamuliſche oder Malabar-Sprache hält 52 Buchſtaben, und wird vorzüglich auf der Südſeite der Halbinſel geſprochen.

Die Sprache der Mogolen iſt ein Gemiſch von der Arabiſchen, Mongoliſchen und Perſiſchen. An den Höfen der Mohammedaniſchen Fürſten iſt die Perſiſche gebräuchlich; auch werden alle diplomatiſchen Verhandlungen der Europäer mit den Indiſchen Fürſten in dieſer Sprache geführt.

Die auf der Halbinſel anſäßigen Portugieſen, welche ſich mit den Indiern vermiſcht haben, und wovon einige beynahe ganz ſchwarz ſind, ſprechen ein Gemiſch von Portugieſiſchem und Tamuliſchem.

Die Hindoos ſprechen beſonders das Tamuliſche ſo geſchwind, daß man Mühe hat ſie zu verſtehn, auch wenn man die Sprache kennt. Die engliſchen Officiers, welche bey den Sepoy-Corps angeſtellt ſind, erhalten von der oſtindiſchen Compagnie monatlich ein Gewiſſes, um ſich in den Landesſprachen unterrichten zu laſſen.

C. B.

Vierter Brief.

Arkot den 10ten May 1786.

Ich habe mich ſeit einiger Zeit bemüht, die Tamuliſche Sprache zu erlernen, dadurch iſt es mir gelungen, einige Auskunft über die Religion der Hindoos von einigen Braminen zu erhalten. Eine ausführliche und folgenreiche Beſchreibung der Hindooſchen Mythologie kann ich Ihnen freylich nicht liefern, denn dieſe enthält ein weites Feld verworrener Fabelgeſchichten, deren Grund man ohne hinlängliche Kenntniſſe hieſiger Sprachen nicht erreichen würde. Möge Folgendes hinreichen, Ihnen einen kleinen Begriff ihrer Götterlehre zu geben.

Die Religions-Philoſophie der Braminen beſteht in den Hauptgrundſätzen, — „daß die ganze Schöpfung vom Geiſte Gottes belebt iſt; daß die Seelen der Menſchen ſowohl wie der Thiere und aller lebendigen Weſen Ausfluß der Gottheit ſind, und dahin wieder zurück kehren. Daher der Glaube an eine Seelenwanderung, nach dem die Seelen ſo lange von einem Körper zum andern wandeln müſſen, bis ſie völlig gereiniget und geläutert, und auf dieſe Art würdig ſind, ſich wieder mit demjenigen zu vereinigen, von dem ſie urſprünglich ausgingen.“

Sammy oder Schwammy bedeutet jeden Götzen, der eine Eigenſchaft des göttlichen Weſens bezeichnet; und man kann

die Mythologie der Hindus ſo ziemlich mit jener der alten Griechen und Römer vergleichen. Außer den drey Hauptgöttern, Brama, Wiſchenu und Schiwen haben jene, ſo wie dieſe, Götter und Göttinnen der Belohnung und Beſtrafung des menſchlichen Thun und Handelns, der Geſundheit, des Handels, der Ehre, des Ackerbaues ꝛc. Auch haben ſie Haus- und Schutzgötter, Genien, böſe und gute Geiſter, denen gewiſſe Tage im Jahre gewidmet ſind, an welchen ihnen eine beſondere Verehrung, als Opfer, Libationen, Proceſſionen, und die damit verbundene Anbetung gezollt wird.

Der Hauptgötze Brama wird als Schöpfer des Weltalls verehrt, und ſoll Verfaſſer der vier Vedams ſeyn, die die Braminen in den Tempeln beten müſſen. Von ihm ſtammen die Prieſter (Braminen) her; er wird als Zwitter vorgeſtellt; doch hat man ihn ein Weib, Sarasvady, gegeben. Wiſchenu ſoll bey der Sündfluth, als das perſonificirte Element des Waſſers, Meiſter der Erde geworden ſeyn, und ſo viel als die Fruchtbarkeit andeuten; auch iſt er der Erhalter des Weltalls. Seine vier Hände bezeichnen die Eigenſchaften, als Macht, Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Weisheit. Er ſoll in verſchiedenen Geſtalten die Erde heimgeſucht haben. Seine Gemahlin, Latſchimy, hat ihn bey allen Verwandlungen begleitet, und thront mit ihm im Tempel. Als perſonificirte Mutter der Natur iſt ſie zugleich Göttin der Fruchtbarkeit und Schönheit. Sie wird ſitzend, in beyden Händen Lotos-Blüthe haltend, vor der Stirn den Lingam, und mit bloßen Brüſten vorgeſtellt.

Schiwen iſt der Gott der Zerſtörung, und wird mit

drey Augen vorgeſtellt, mit deren mittlerem auf der Stirn er alles durchſchauen ſoll. Parawady, ſeine Gemahlin, theilt alle Verrichtungen ihres Gatten; ſie wird als rächende Göttin mit vielen Armen, die mit Schwertern und Spießen bewaffnet ſind, in einer furchtbaren Stellung abgebildet. Ihr Feſt iſt ſehr glänzend, und man opfert ihr Stiere und Hähne.

Die Fabel des Lingam iſt folgende: Schiwen, die erſte Progreſſion der männlichen Urkraft, oder des Feuers, hat ſich mit ſeinem Bruder Wiſchenu, das iſt, der weiblichen Progreſſion der Urkraft, des Waſſers, geſchlechtsmäßig verbunden, woraus der Lingam entſtanden. Die Allegorie dieſes Lingams wird auf eine ſchlüpferige Art vorgeſtellt, die in allen Tempeln zu ſehen iſt.

Dieſe drey Hauptgötter bedeuten alſo: Brama, die Erzeugung, Wiſchenu, die Erhaltung, und Schiwen, die Zerſtörung. Die übrigen Götter beziehen ſich auf die verſchiedenen Eigenſchaften, die durch ſie perſonificirt ſind, und dieſe ſind unzählig. Zu den Naturweſen, welche verehrt werden, gehören die Elemente Feuer und Waſſer (vorzüglich die Flüſſe). Die Lotos-Blüthe iſt das Symbol des Geheimniſſes der Erzeugung, und die Mango-Frucht, der Fruchtbarkeit. Viele Thiere ſind ihnen heilig; der Schwan trägt den Brama auf ſeinen Fittigen daher; der rothe Habicht den Wiſchenu; der Stier den Schiwen.

Sobald ein ſolches Thier ſich ſehen läßt, bleiben die Hindoos ſtehen, und beten an. Der rothe Habicht — Malabar-Habicht — (Man ſehe Tab. IX. Fig. 25.) wird von einigen dazu beſtellten Braminen mit rohem Fleiſch gefüttert; derjenige,

welcher dieß Amt zu verrichten hat, geht auf einen dazu beſtimmten Platz, den der Habicht ſehr wohl kennt, und ruft ihn mit lauter Stimme; alsbald erſcheinen mehrere über ſeinem Haupte, er wirft die Stücke Fleiſch in die Luft, und der Habicht weiß ſie ſehr geſchickt aufzufangen. Obgleich mehrere Adler und Geyer dort mit dieſem umher fliegen, ſo wagt es doch kein anderer, als der Heilige, ein Stück dieſer frommen Gabe anzurühren. Einer unſerer Officiere ſchoß einſt einen ſolchen Habicht aus der Luft, ohne zu wiſſen, daß dieſer Vogel von den Hindoos vergöttert würde. Alsbald erſchien eine Deputation ſeiner Anbeter, die ſich den todten Vogel von deſſen Mörder erbaten, der ihnen dann auch ausgeliefert, und mit allen Ceremonien verbrannt wurde.

So wie der Apis bey den Aegyptern, wird auch hier der Stier als Schiwen verehrt, und faſt in allen Pagoden trifft man Abbildungen von dieſem Thiere an; zu Tanjore befindet ſich eine Koloſſaliſche Figur eines Stiers, welcher aus einem Stücke Granitfels gehauen und über zwölf Schuh, ohne das Fußgeſtell, hoch iſt. (Siehe Tab. I. Fig. 2.) Es wallfahrten viele unfruchtbare Weiber zu ihm, um von der großen Kraft, die er beſitzen ſoll, ſich fruchtbar machen zu laſſen. Dem Lingam wird gleichfalls dieſe Wunderkraft beygemeſſen, ſo wie man auch die Kuh, als Symbol der Göttin Latſchimy oder Bhavany, nämlich der Fruchtbarkeit, verehrt. Wer eine Kuh tödtet, hat das Leben verwirkt. Zum Beweiſe dieſer Verehrung mag folgende Anekdote dienen. Ein Soldat unſeres Regiments, der eine Garküche hält, kaufte einſt, unweit Madras, eine ſehr fette Kuh, und brachte ſolche zum Schlachten nach Hauſe. Bald

darauf kamen einige Indier in großer Eile zu unſerm Regiments-Chef, und beklagten ſich, daß der Schlächter durch ein Mißverſtändniß des Verkäufers eine Kuh bekommen hätte, die ſchon ſeit mehrern Jahren von der Pagode, wozu ſie gehörten, gefüttert und verehrt worden wäre; ſie baten zugleich um die Auslieferung des heiligen Thieres, indem ſie ſich erboten, es für jeden Preis auszulöſen. Zum Glück war die Gottheit noch nicht geſchlachtet, und die Indier erhielten ſie, auf Befehl des Oberſten, zu ihrer größten Freude für den Einkaufspreis zurück, und eilten mit der glücklich geretteten Göttin nach dem Tempel.

Die Schlange iſt bey ihnen das Symbol des Todes, und überhaupt verehren ſie mehrere Thiere, denen eine gewiſſe Eigenſchaft vorzugsweiſe beygelegt wird. Auch die Planeten und Geſtirne werden von ihnen verehrt; und den Planeten, deren ſie Neune annehmen, wird ein Feſt gewidmet, bey welchem auf einem freyen Platze auf dem Felde, den die Braminen dazu wählen, ein Widder geopfert wird. Von dem Opferfeuer wird etwas aufbewahrt und unterhalten, womit man die Holzſtöße anzündet, auf welchen die Todten verbrannt werden.

Die Hindoos glauben an eine Prädeſtination; daher ertragen ſie mit ſtoiſcher Geduld die Unfälle, die ihnen begegnen, und tröſten ſich mit dem Gedanken, daß alles in ihrer Götter Hand ſteht, die die Handlungen der Menſchen lenken. Der Glaube an eine Seelenwanderung ſchreckt ſie von animaliſcher Nahrung ab. Durch die Wanderung der Seele beſtehen die verſchiedenen Stufen der Belohnung und Beſtrafung; ewige Strafen nehmen ſie nicht an, weil die Seele bey ihrer letzten

Verwandlung als völlig von allem Böſen gereiniget, gleich einem Lichtſtrahle, zum höchſten Weſen entſchwindet.

Reinigungen, Gebete, Faſten, Wallfahrten, Allmoſen und milde Stiftungen ſind die Mittel, wodurch die Hindoos ihre Vergehungen abbüßen. Wallfahrten geſchehen auch in Folge von Gelübden. Oft ſieht man auf den Heerſtraßen ganze Familien und Karavanen, die nach einer berühmten Pagode ziehen, um ihren Dank zu beweiſen, oder auch für irgend ein phyſiſches oder moraliſches Bedürfniß Rath und Hülfe zu erflehn. Vorzüglichen Zulauf dieſer Art hat der Gott der Geſundheit, Gowinda, zu Tripety. Wird jemand krank, ſo thut er ein Gelübde, nach ſeiner Geneſung den Gott Gowinda heimzuſuchen und ihm für ſeine Geneſung Opfer und Dank darzubringen. Dieſe Wallfahrter oder Pilgrimme rufen auf ihrem Wege dahin zum öftern den Namen dieſes Gottes aus. Die Pagoden zu Konjeveram, Triwalur, Tritſchinopoly und Tanjore, haben von allen Theilen Hindoſtans Zulauf.

Das unnatürlichſte, was man unter den Gott gefälligen Opfern der Hindoos antrifft, ſind die ſogenannten Büßer, Saniaßy oder Sanaſchis. Dieſe werden als Heilige verehrt, und gehören zu den Kaſten der Braminen oder Schutris; die mehreſten gehen nackt, eſſen wenig, und ſcheeren ſich das Kopfhaar ab.

Sie haben den Glauben, daß ſie durch eine Verſtümmlung ihres Körpers, durch Enthaltſamkeit oder irgend eine harte Bußübung ihre Seele läutern und ſich den Göttern gefällig machen.

Von folgenden Bußübungen dieſer Art bin ich ſelbſt Au-

genzeuge geweſen. Ich ſahe einige Büßer, die einen, andre, die beide Arme aufrecht in die Höhe trugen, bis alles Blut daraus zurücktrat; die Arme vertrockneten, und ſie blieben in dieſer Lage. Einige Büßer ballen die Fäuſte zuſammen, bis ihnen die Nägel durch die Hände wachſen; andere ſtehen auf einem Fuße und ſehen dabey in die Sonne, wo⸗von ſie gewöhnlich blind werden. Manche laſſen ſich ein eiſernes Gitter, fünf bis ſechs Schuh ins Gevierte, um den Hals ſchmieden, ſo daß ſie beſtändig ſtehen müſſen, und ſich nie legen können. Einige ſchlafen auf einer Decke, mit Dor⸗nen durchwirkt, die ſie immer bey ſich tragen. Andere laſſen ihr Kopfhaar wachſen, ohne jemals einen Kamm oder eine Scheere daran zu legen. Man denke, wie ſich das Ungeziefer, das ſie ohnehin nicht tödten dürfen, anhäufen muß! Manche laſſen ſich in die Erde graben, den Kopf unterwärts, ſo daß man weiter nichts, als die Füße ſieht, auf welchen ſie die Allmoſen empfangen. Wahrſcheinlich iſt der Kopf mit einer Luftröhre verbunden, durch die ſie Athem ſchöpfen.

Eine andere Sekte dieſer Art ſind die Joghis oder Dakambary. Sie ſchlafen nie unter einem Dache, ſind gewöhnlich tiefſinnig und unempfindlich, ſtreifen in den Gebir⸗gen umher, und dürfen zwar Weiber nehmen, aber nicht bey ihnen wohnen. Einige tragen einen eiſernen Ring durch die Vorhaut ihrer Schaamtheile, woran bey manchen noch eine lange Kette hängt. Weiber küſſen oft die Schaamtheile dieſer Büßenden, welche indeſſen in tiefer Betrachtung und Unempfind⸗lichkeit daſtehn. Andere tragen einen Topf mit Feuer in der Hand, (Siehe Tab. I. Fig. 3.) und leiden die ſchmerzlichſte

Pein; auch giebt es einige die niemals ſprechen, auch nie etwas durch Zeichen fordern, denen aber von dem abergläubiſchen Volke alles zu ihrer Nahrung hinlänglich gereicht wird. Ich habe einen Büßenden geſehn, der mit dem Kopfe an einem Baum gelehnt, an der Erde lag, und von mehreren Menſchen umgeben war, wovon einige ihn von Zeit zu Zeit anrührten. Er ſchien ganz betäubt zu ſeyn, und ſeine Begleiter ſagten, daß er ein Gelübde gethan habe, nie zu ſchlafen, und daß er dieſes bereits ein und zwanzig Jahr gehalten hätte; es müßten aber immer Menſchen dabey ſeyn, um ihn am Einſchlafen zu verhindern.

Wer ſieht nicht ſogleich ein, daß dieſer Menſch zu der Klaſſe heiliger Erzbetrüger gehört!

Es giebt noch eine ſonderbare Art Büßender, die ſich an dem Feſte der Göttin Bhagavady, einen eiſernen Haken unter einem der Schulterblätter einhaken, ſich an einer Wippe damit aufziehen laſſen, und ſo eine geraume Zeit hängen, während ſie ein Gewehr laden und abfeuern, oder mit einem Säbel in die Luft hauen. Zum Beſchluß zerreißt ein ſolcher einen Blumenkranz, und wirft ihn unter die Zuſchauer, die begierig nach den Blumen haſchen, und ſie als Amulete aufbewahren. (Siehe Tab. II. Fig. 4.) Während dieſer Ceremonie dürfen ſie kein Zeichen des Schmerzes äußern, welches ihnen ſonſt ohnfehlbar die Ausſtoßung aus der Kaſte zuwege bringen würde. Endlich giebt es eine noch fanatiſchere Art dieſer Menſchen, welche ſich vor die Räder eines zur Proceſſion herumgeführten Götzenwagens werfen, und ſich von dieſem zermalmen laſſen.

Unter die Klaſſe von Menſchen, welche ihre Glaubensgenoſſen ſowohl durch Lebensmittel, als andere Allmoſen in Kontribution ſetzen, gehören noch die Pandarums, Sänger, Fakire, Wahnſinnige, Wahrſagerinnen und andere Bettler.

Die Pandarum ſind von der Secte des Schiwen; ſie behängen ſich mit allerhand Lumpen, vorzüglich mit gelben, und tragen große Turbans und Roſenkränze von großen Korallen, den Lingam am Halſe, und Pfauenfedern in der Hand. (Siehe Tab. III. Fig. 5. 6.) Sie baden ſich des Tages dreymal, beſtreichen ſich die Stirn mit Kuhmiſtaſche, und betteln und ſingen Loblieder zu Ehren ihrer Götter. Einige führen eine kleine Trommel bey ſich, an welcher zwey kleine bewegliche Kegel befeſtigt ſind, die durch eine Bewegung der Hand an die Trommel ſchlagen. Damit geben ſie den Takt zwiſchen jeder Stanze ihrer Lieder, und zeigen in den Bazars und bey den Einwohnern ihre Ankunft an. Es wäre keinem Indier zu rathen, dieſe Pandarums ohne Gabe zu entlaſſen, wenn er ſich nicht ihren Schimpf- und Fluchwörtern ausſetzen will. Die Bettelmönche, Satadewan genannt, ſind aus der Kaſte der Schuter, und ſingen und begleiten ihren Geſang mit einer Art Zither. Eine andere Secte Pandarum ziehen mit abgerichteten Stieren, die mit ſchönen Decken behangen, und deren Hörner mit metallenen Knöpfen und Ketten gezieret ſind, umher, und ſingen zur Geſchichte ihrer Götter paſſende Lieder, wozu die abgerichteten Stiere mit dem Kopfe nicken, als beſtätigten ſie die Ausſage ihrer Führer. Die Thiere werden von dem abergläubiſchen Volke als Wunder angeſtaunt und verehrt, und die Führer reichlich bezahlt. (Siehe Tab. III. Fig. 7.)

Eine andere, jedoch beſcheidenere Klaſſe dieſer Pandarum ſind Sänger, welche ſich für Geld hören laſſen. Sie wählen einen Bazar, oder andern viel beſuchten Ort in den Städten und Dörfern, wo ſie ihren Schauplatz aufſchlagen; auf der Erde breiten ſie einen Teppich aus, worauf die verſchiedenen Götzen und deren Thaten abgebildet ſind. Einer von ihnen zeigt der um ſie her gelagerten Menge mit einem Staabe diejenigen Götzen oder ihre Thaten, die der andere in Stanzen beſingt; ein dritter ſchlägt dazu zwiſchen jeder Stanze auf einem Tomtom, d. h. auf einer länglichten Trommel, und beſtätigt dabey die Ausſage des Sängers durch den Refrain: „ja! es iſt wahr!“ — Dieſe Geſänge dauren oft mehrere Stunden, ja manchmal die ganze Nacht hindurch.

Die Wahnſinnigen der Hindoos ſowohl wie der Mohammedaner, werden als Begeiſterte, ja oft als Heilige angeſehn, und genießen daher der größten Schonung, die oft in Verehrung übergeht. In den Jahren 1784 und 1785 hielt ſich, unweit Madras, ein ſechzigjähriger wahnſinniger Mouſelmann *) auf, den ich zum öftern am Strande des Meeres, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf, wo er allerhand wahnſinnige Gebärden machte, und dann in tiefe Träumerey zu verfallen ſchien. Als ich einige Jahre darauf nach Madras zurückkam, erfuhr ich, daß dieſer Maniack als Fakir verehrt, und ihm ein prächtiger Palankin nebſt einer zahlreichen Dienerſchaft gehalten wurde. Er ſelbſt war aufs prächtigſte gekleidet, und in der nämlichen

*) Eigentlich werden ſie Muſelmen, Moslemen oder Moslim bey uns genannt: ich habe dieſes Wort jedoch ſo geſchrieben, wie man es dort ſelbſt ausſpricht.

Verfaſſung ſeines zerrütteten Verſtandes, wie zuvor. Nach ſeinem Tode wird ihm gewiß ein prächtiges Mauſoleum errichtet werden, wie es denn ſchon manche ſeines Gleichen erhalten haben.

Die Betteleyen der Mohammedaniſchen Fakire gehen bloß ihren Glaubensgenoſſen an. Sie geben ſich auch mit Quackſalbereyen ab, und verkaufen Salben und Kräuter wider Krankheiten, auch Schlangenſteine — pedra de cobra — wider den Biß der Schlangen, und anderer giftigen Thiere. Ein ſolcher Fakir iſt auf Tab. IV. Fig. 8. abgebildet.

Die Wahrſager und Wahrſagerinnen finden bey den abergläubiſchen Hindoos noch immer Verdienſt und Nahrung. Sie haben ſehr viel Aehnlichkeit mit den Zigeunern, ziehen im Lande umher, wohnen ſtets auf dem freyen Felde, und bereiten ihre Speiſen, die ſie oft aus den nah gelegenen Oertern zuſammen ſtehlen, auf eine ſonderbare Art zu. Sie geben ſich auch mit Tatouwen ab.

Die katholiſchen Chriſten nehmen oft den Vornamen eines Heiligen an. Die Hindoos nennen ſich nach den Namen ihrer Götzen oder Heiligen; z. B. die Männer Sammy, Rahma, Kiſtna, Vinkety ꝛc.; die Weiber Latſchimy, Pagata, Kiſtnama ꝛc. Oft werden mehrere Namen als einer gegeben.

Die uralte Religion der Hindoos iſt nie verändert worden; und eine Reform derſelben läßt ſich nicht bald vermuthen, weil die Braminen, die den erſten Schritt zu einer ſolchen Umwälzung ihres Religions-Syſtems ſelbſt thun müßten, das ganze Vertrauen des Volkes beſitzen, und ſich hüten werden, ſelbſt ihren Stolz zu beſchränken, und ihre Vorrechte zu ſchmälern, welches die Folgen eines ſolchen Schrittes ſeyn würden.

Fünfter Brief.

Arkot den 12ten May 1786.

Ein Gebäude, das die Wohnung eines Götzen der Hindoos iſt, auch eine ganze Anzahl ſolcher Tempel, die mit einer oder mehreren Mauern umgeben ſind, werden eine Pagode genannt. Den Hauptgöttern Wiſchenu und Schiwen ſind die größten erbaut, den geringeren aber kleinere Tempel.

Ein ſolcher Tempel iſt ein geräumiges, hohes, von Granit oder andern Steinen aufgeführtes Gebäude, welches mehrere pyramidenförmige Thürme hat. Das Innere derſelben habe ich nie geſehen, weil ein Ungeweihter es nicht betreten darf; es ſoll aus Hallen und mehreren Säulengängen beſtehn.

Der Wohnſitz der Götter — das Allerheiligſte — iſt abgeſondert, und darf nur von den Prieſter-Braminen allein betreten werden. Im Vorhofe ſieht man ſchön gemauerte Waſſerbehälter, die bey einigen auch außerhalb der Mauern angebracht ſind, zum Waſchen; kleine Portiko's oder Choultrys, unter welchen ſich Götter von geringeren Graden befinden, Säulen mit Glocken und Abbildungen des Lingam, und einiger geheiligten Thiere ꝛc. Die großen Waſſerbehälter außerhalb der Mauern ſind entweder von Granit, oder weißem Sandſtein erbaut, zu welchen man an allen Seiten auf flachen Stufen hinabſteigt. Die Hindoos müſſen ſich hier, ehe ſie zum Tempel

gehen, baden und reinigen, welches, nebſt Gebeten, die ſie dabey herſagen, einen Theil ihrer gottesdienſtlichen Verrichtungen ausmacht.

Die berühmteſten Pagoden befinden ſich in der Gegend von Tritſchinopoly, zwiſchen den Flüſſen Cavery und Coloroom, nämlich die Seringham- und Jumbakiſtna-Pagode. (Siehe den Proſpect No. 2.) Erſtere beſteht aus mehreren viereckigten Einfaſſungen, deren Mauern 25 Fuß hoch, und 4 Fuß dick ſind; jede Ringmauer iſt 356 Fuß von der andern entfernt, und jede hat 4 große Thore oder Eingänge mit einem hohen pyramidenförmigen Thurme, die in der Mitte jeder Mauer angebracht, und gegen die 4 Himmelsgegenden gerichtet ſind. Die äußere Mauer hat 4 engliſche Meilen im Umkreiſe. Das ſüdliche Thor iſt mit Säulen geziert, von welchen einige aus einem Stück Felſen gehauen ſind, 33 Fuß Höhe enthalten, und 5 Fuß im Durchmeſſer haben.

Nächſt dieſen beiden Pagoden nenne ich die zu Chillambrun, bey Porto Novo an der Seeküſte; Conjeveram, etwa 40 engliſche Meilen ſüdwärts von Madras; Tanjore, im Königreiche gleiches Namens; Tripety, die wegen der vielen Wallfahrten, die dahin gemacht werden, beſonders berühmt iſt; Madura u. a., welche ſämmtlich wegen ihrer Größe und Schönheit die beſondere Aufmerkſamkeit der Reiſenden verdienen. Eine ziemlich berühmte iſt auch die zu Vira Melly, welche auf einem ſteilen Felſen liegt, und die der Proſpect No. 5. darſtellt.

Die pyramidaliſchen Thürme der Pagoden ſind gewöhnlich von Backſteinen erbaut; ſie ſind mit allerhand Bildern, die zur Göttergeſchichte gehören, oft mit ſchlüpferigen Figuren ver-

ziert, und gehen Etagenweiſe bis zur Krone, deren jede eine Oeffnung nach allen vier Seiten hat.

Die Braminen wohnen gewöhnlich in den Vorhöfen der großen Pagoden, wenigſtens muß immer eine hinlängliche Anzahl von ihnen in den Tempeln gegenwärtig ſeyn, um den gewöhnlichen Dienſt und die Opfer zu verrichten. Auch die Devadaſis, oder Tanzmädchen, wohnen in den Pagoden, verrichten das Reinigen des Tempels, und unterhalten die zur Erleuchtung brennenden Lampen.

Zu den vorzüglichſten Verehrungen der Hindoos, an den Feſttagen ihrer Götter, gehören die öffentlichen Proceſſionen, die oft mehrere Tage hinter einander fortdauern und wovon man eine auf dem Proſpect No. 9. ſieht.

Nach vorhergegangenem Opfern, der Libation und andern ihrem Cultus eigenen Ceremonien, wird der zur Proceſſion beſtimmte Götze aus ſeinem Heiligthums-Sitze hervorgebracht und auf einem dazu eingerichteten und geſchmückten Tragſeſſel (Siehe Tab. IV. Fig. 9.) in Proceſſion durch die Straßen geführt, um dem herzuſtrömenden Volke, oder den Familien der Hindoos, deren Wohnung er paſſirt, ſeinen Segen mitzutheilen. Statt des Tragſeſſels nimmt man auch einen eigenen Wagen, der bey den Pagoden ſteht und bey beſondern Feſten mit Flaggen und andern Zierrathen ausgeſchmückt und von Hindoos gezogen wird.

Die Eigenſchaften, Wunderwerke und Thaten des Götzen werden von den Braminen, die ihn begleiten, mit lauter Stimme verkündigt. Ihm zu Ehren ſind vor einigen Häuſern der Hindoos, an den Enden der Straßen, und auf den Markt-

plätzen Ehrenpforten errichtet, unter welchen er bey ſeiner Wanderung einige Zeit verweilt.

Die Hauptgötter Wiſchenu, Schiwen u. a. ſind gewöhnlich aus Gold, Silber oder anderm Metall gemacht, und mit reichen Steinen geſchmückt. Die koloſſaliſchen Götzen aber, ſo wie die geringern Gottheiten, welche man an den Heerſtraßen, bey den Choultrys, vor den Pagoden und in kleinen Tempeln antrifft, ſind aus Stein gehauen, oder auch aus Backſteinen und Lehm geformt.

Die Devadaſis oder Tanzmädchen, auch unter dem Namen Bajaderen bekannt, eröffnen die Proceſſion; ſie ziehen paarweis mit ihrer eigenen Muſik auf, dann folgen Schalmeyen, Cimbeln, Flöten, Sackpfeifen und Tomtoms, welche von den Barbiren, die eine beſondere Kaſte ausmachen, geſpielt werden. Zunächſt gehen einige Braminen, die das Opfern verſehn, den Götzen mit Blumen ſchmücken, ihm mit einem Fliegenwedel die Inſekten abwehren, oder einen Sonnenſchirm überhalten. Dann folgt der Tragſeſſel mit dem Götzen ſelbſt, von acht oder mehreren Männern getragen. Den Beſchluß machen die Braminen, welche zu der Pagode gehören, aus welcher der Götze gekommen iſt. Dieſe ſingen Hymnen, oder verkündigen ſeine Eigenſchaften, indem ſie ſolche in Verſen in der Samscrit-Sprache abſingen. An beiden Seiten des Zuges gehen Fackel-Träger, deren Fackeln aus Lumpen gemacht ſind, und mit Oehl getränkt werden, die denn einen unangenehm riechenden Qualm verbreiten. Während dieſes Umherziehens werden kleine Feuerwerke abgebrannt, die bey den Ehrenpforten angebracht ſind. Gewöhnlich geſchehen dieſe Proceſſionen des

Nachts, und dauern manchmal bis nach Sonnenaufgang des andern Tages. Sobald irgendwo Halt gemacht wird, fangen die Devadaſis zu tanzen an.

Die Tanzmädchen, gewöhnlich die jüngſten Töchter der Schutris, werden von ihrer frühen Jugend an in den Pagoden erzogen, und im Tanzen und Singen unterrichtet, bis ſie geſchickt genug ſind, ihr Amt antreten zu können. Von den Einkünften der Pagode, wozu ſie gehören, erhalten ſie ihren Unterhalt, ihre Kleidung und ihren Schmuck; letztern müſſen ſie jedoch zurücklaſſen, wenn ſie Alters halber, oder aus ſonſt einer Urſache ihr Amt aufgeben. Der Anputz eines Tanzmädchens, in Seide und Mouſelin gekleidet, vom Kopf bis zu den Fußzehen mit Ringen und Schmuck aus Gold, Silber und Edelſteinen geziert, kann auf mehrere hundert Pagoden (eine Pagode iſt eine kleine runde Goldmünze, etwa 2 Thlr. 16 Mgr. Conventionsgeld) geſchätzt werden. Ihr Haar ſalben ſie mit wohlriechendem Oehl, und tragen ſolches vorn geſcheitelt, hinten in einer ſtarken langen Flechte, an deren Ende, Quaſten mit goldenen Knöpfchen befeſtiget ſind. Den Scheitel ſchmückt eine goldene Platte, mit einem Edelſtein in der Mitte; von der Stirn hängen feine goldene Ketten mit kleinen Perlen an dem geſcheitelten Haar bis zu den Ohrläppchen hin. In der Naſe hängt ein goldener Ring, oder ein goldnes Plättchen mit einem Edelſteine. Ihre Ohren, in welche unzählige Löcher geſtochen ſind, ſtrotzen von Gold und Edelſteinen, die auf mancherley Art, wie Eitelkeit und Coquetterie vorſchreiben, befeſtigt und angebracht ſind. Den Hals zieren maſſive goldene Bänder und Ketten in mancherley Geſtalt. Ein kurzes ſeidenes Wämschen,

mit ſehr kurzen Aermeln, bedeckt ihren Buſen und ihre Schultern; anſtatt der Unterröcke tragen ſie Pantalons von geſtreiftem ſeidenen Zeuge. Ein langes Stück des feinſten Mouſelins tragen ſie über die rechte Schulter, welches ſodann mehrere Male um die Hüften gewunden wird, und auf dieſe Art einen Rock formirt, um welchen ſie entweder das Ende des Zeuges ſelbſt befeſtigen, oder einen maſſiven Gürtel von Gold oder Silber tragen. Ihre Arme, Finger, Schenkel und Zehen ſind mit vielen Ringen, Bändern, Quaſten, Ketten, Schellen und anderen Zierathen von Gold, Silber und Edelſteinen geſchmückt.

Die kleinen ſilbernen Schellen und Ketten, welche um die Schenkel und Zehen befeſtigt ſind, machen ein taktmäßiges Geräuſch zu der Muſik, indem die Mädchen tanzen, und bringen das Ganze in einen angenehmen Einklang.

Der Tanz dieſer Mädchen beſteht aus lauter Geſtikulationen, die ſie durch die Bewegung ihrer Hände, Füße und Augen, ja des ganzen Körpers zu machen wiſſen. Sie ſtehen, wie bey den engliſchen Contre-Tänzen, paarweis, das Geſicht gegen einander gekehrt. Die Muſik, welche den Tanz begleitet, iſt äußerſt einförmig, und beſteht bloß in Monotönen, die durch die Blasinſtrumente hervorgebracht, und von kleinen Trommeln, Tambourinen und ſilbernen Cimbeln begleitet werden. Man kann leicht denken, wie eine ſolche einfache Muſik das Ohr eines Europäers, der an beſſere Harmonie gewöhnt iſt, beleidiget. Zuweilen wird der Tanz mit Geſang und einer Art von Caſtagnetten begleitet. Die Caſtagnetten ſind ſechs bis acht Zoll lange runde hölzerne Stäbe, deren die Devadaſis in jeder Hand einen haben, und taktmäßig damit gegen einander ſchlagen.

Sobald der Tanz beendigt iſt, kehren ſie ſich ſämmtlich gegen den Götzen, und halten die Hände flach vor die Stirne, als ein Zeichen ihrer Verehrung, worauf der Tanz zu Ende iſt, und die Proceſſion weiter geht. Die Bewegungen und Geſtikulationen geſchehen von allen Tänzerinnen zugleich; jede macht eine und dieſelbe Bewegung, wie die andern, welches das Anſehn hat, als würden ſie alle zugleich an einem Drathe gezogen.

Bey Hochzeiten, Verlobungen und anderen Feyerlichkeiten, werden die Devadaſis zur Beluſtigung der Gäſte und Zuſchauer gebraucht, wo ſie bey ihren Tänzen oft die üppigſten und wollüſtigſten Stellungen und Bewegungen anzubringen wiſſen, zur großen Freude der Morgenländer, welche dafür reichlich bezahlen. Zwar nur zum Dienſt der Götter beſtimmt, ſind die Devadaſis demohngeachtet keine Veſtalinnen, und gehören eigentlich unter die Klaſſe der Freudenmädchen, deren ſich, wie man ſagt, die frommen Braminen und reichen Indianer zu ihrem Vergnügen bedienen.

Eine andere Kaſte derſelben, die mit den Devadaſis im Dienſte der Götzen nicht zu verwechſeln ſind, treten zuweilen bey den Orgien und Gaſtmählern der Europäer auf, um die Geſellſchaft mit ihren üppigen Tänzen zu unterhalten, und dieſe haben mehr Aehnlichkeit mit den Almen, die in Aegypten ein gleiches Handwerk trieben. Auch bey großen Geſandtſchaften und anderen feyerlichen Aufzügen werden Tanzmädchen gebraucht.

Die Devadaſis dürfen nie heirathen, und ich vermuthe aus der Urſache, weil, bey der Wahl einer Braut, die Hindoos vorzüglich auf eine unverletzte Jungfrauſchaft ſehen, woran ſich bey den Devadaſis wenigſtens zweifeln läßt. Uebrigens wäre

es wohl einer beſonderen Unterſuchung werth, warum man, zu allen Zeiten und in allen Religionen, gewiſſen gottesdienſtlichen Perſonen eine eheliche Verbindung verſagt hat, wie z. B. bey den Römern den Veſtalen, bey uns den Nonnen, in Oſtindien den Tanzmädchen u. ſ. w.

Als Anhang zu dieſem Abſchnitte will ich den Aufzug des Vakils (Geſandten) des Tippoo-Saib, von dem ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin, noch etwas näher beſchreiben. Dieſer Vakil war von ſeinem Herrn, im Jahre 1783, nach Madras geſchickt worden, um mit dem damaligen Gouverneur der Präſidentſchaft Madras, Lord Makartney, der ſich ſpäterhin durch ſeine Geſandtſchafts-Reiſe nach China bekannt gemacht hat, den Frieden zu unterhandeln, welcher bald hierauf erfolgte.

Sein Einzug war äußerſt prunkvoll. Ein Trupp *) auserleſener Reiterey, von Tippoo's ſchönſten Pferden, eröffnete den Zug; dann folgte ein Trupp Raketen-Träger; dieſen ein großer Elephant mit einer Fahne; nun abwechſelnd einige Trupps Infanterie und Cavallerie; jetzt einige dreyßig Tanzmädchen mit ihrer Muſik; hierauf ein prächtiger Palankin mit dem Vakil, (einem Greis von einigen und ſechzig Jahren) der von mehreren Palankins, in welchen ſich die Secretairs und das Gefolge der Geſandtſchaft befanden, begleitet wurde. Den Beſchluß machten ebenmäßig Trupps von Reiterey, Fußvolk und einige Kameele.

Die bewaffneten Züge bildeten auf dem Parade-Platz im

*) Der Leſer wird hier auf die Beſchreibung des Militairs indiſcher Fürſten verwieſen.

Fort St. Georg ein Viereck, während die Wachen der Feſtung unter dem Gewehr ſtanden. Die zur Geſandtſchaft gehörenden Palankins wurden in dem Vorhof des Gouvernements-Hauſes geführt, wo der erſte Dragoman den Vakil empfing und in das öffentliche Audienz-Zimmer führte, in welchem der Gouverneur mit dem verſammelten Conſeil, in ihren Couſtüme gekleidet, ihn erwarteten. Der Empfang geſchahe nach morgenländiſchem Gebrauche, d. h. mit einer Art von Umarmung, ohne jedoch einander zu küſſen.

Hierauf wurden die gegenſeitigen Geſchenke ausgewechſelt, Betel *) und Serbet vorgeſetzt, und Blumen gereicht, die man mit wohlriechendem Waſſer beſprengte. Jetzt hielt der Vakil eine auf morgenländiſche Art pomphaft abgefaßte Rede an den Gouverneur, die der Dragoman wörtlich verdolmetſchte, und in welcher er unter vielen weitſchweifigen Complimenten der engliſchen Regierung das Verlangen ſeines Herrn zum Frieden bekannt machte; worauf ſodann die öffentliche Audienz beendigt und zur geheimen geſchritten wurde.

*) Betel iſt ein aromatiſches Blatt, welches mit einer zerſtoßenen Areka-Nuß, etwas Muſcheln-Kalk und andern Gewürzen von den Indiern beiderley Geſchlechts gekauet wird. — Serbet iſt eine Art Limonade, die aus Zucker, Citronenſaft, Waſſer und etwas Gewürz beſteht.

Sechster Brief.

Arkot den 15ten Sept. 1786.

Vor einiger Zeit hielten die hieſigen Mohammedaner eines ihrer Hauptfeſte, das Feſt des Hußan = Haßan, welches mit vielen Pomp und großer Feyerlichkeit begangen wurde. Die Religions = Gebräuche der Mohammedaner ſind zwar bey uns genugſam bekannt; allein ihr Cultus in Aſien iſt ſo ſehr verſchieden, daß ich glaube, es wird Ihnen nicht ganz unangenehm ſeyn, wenn ich mich etwas dabey verweile, zumal da die Zeichnungen, welche ich Ihnen zugeſchickt habe, manches enthalten, was einer näheren Auseinanderſetzung bedarf.

Moſcheen (Tempel) der Mouſelmänner trifft man hier in verſchiedener Geſtalt und Größe an. Die hier auf der Zeichnung (S. den Proſpect No. 1.) abgebildete Moſchee ward dem Andenken des ehemaligen Nabobs von Arkot, Vater des jetzt regierenden, Anaverdy = Ali = Chan, zu Arkot erbauet. Das dabey ſtehende Mauſoleum von blauem Granit enthält ſeine Gebeine.

Eine Moſchee iſt ein maſſives mit Muſchelkalk überzogenes, nach Weſten zu offenes Gebäude mit fünf, ſieben bis neun Schwibbögen. An beiden Seiten derſelben ſtehen zwey Minarets, oder ſchmale, ſpitze Thürme; in der Mitte der innern Wand befindet ſich eine Blende, worein der Koran gelegt wird, und vor welcher der Jman (Prieſter) oder der den Gottesdienſt verrichtende Fakir Gebete, oder Kapitel aus den Koran laut

herlieſt. Der Boden iſt gewöhnlich mit einem ſchönen Teppich belegt, und in den gewölbten Schwibbögen hängen ſchöne Globlaternen.

Vor der Moſchee befindet ſich ein geräumiges Baßin mit Waſſer, worin die Mohammedaner ſich vor und nach dem Gottesdienſte waſchen. Keiner darf mit Pantoffeln (die gewöhnliche Tracht dieſer Nation, ſtatt der Schuhe) in die Moſchee gehen, und die Hineingehenden laſſen ſolche bey dem Baßin ſtehen, wenn ſie den Tempel betreten wollen.

Will ein Europäer das Innere einer Moſchee beſehn, ſo muß er ſich gefallen laſſen, ſeine Schuhe auszuziehen. Bey den großen Mauſoleen, welche dem Andenken Vornehmer, oder den Heiligen erbaut ſind, befindet ſich ein Iman (Siehe Tab. IV. Fig. 10.) oder Fakir, welcher Gebete und andere religiöſe Ceremonien für die Verſtorbenen verrichten muß. In der Mitte eines ſolchen Mauſoleums ſteht ein großer Sarkophag, der die Reſte des Verſtorbenen enthält, und über welchem eine Lampe hängt, die immer brennend erhalten wird. Der Fußboden um den Sarkophag iſt mit ſchönen Teppichen bedeckt; das Geſimſe und die Wände ſind mit ſchönen vergoldeten, oder verſilberten Glaskugeln geziert. Gewöhnlich ſtehen bey den Moſcheen ſolche Mauſoleen von verſchiedener Größe, weil der Todtenacker jedesmal ſich bey einer Moſchee befindet. Die geringen und armen Mouſelmänner erhalten nach ihrer Beerdigung einen Erdhügel, auf die Art, wie die Chriſten, nur mit dem Unterſchiede, daß jene oben platt ſind. Nach der Beerdigung ſchmücken die Anverwandten des Verſtorbenen die Grabhügel mit Blumen-Guirlanden und wohlriechenden Kräutern, wobey ſie lange

Gebete verrichten: und dieſes wiederholen ſie jedes Jahr an den Sterbetagen. Die Prieſter wohnen nahe bey den Moſcheen, um des Morgens vor Tagesanbruch zum Gebete rufen zu können, wobey ſie auf die Thürme der Moſchee, oder einen andern erhabenen Ort ſteigen. Auch machen ſie ein fürchterliches Getöſe mit einer großen Pauke und verſchiedenen metallenen Becken, die ſie gegen einander ſchlagen, um die Zeit zum Beten anzuzeigen.

Unter den Feſten der indiſchen Mouſelmänner iſt das merkwürdigſte und prachtvolleſte das von Hußan ⸗ Haßan, zwey Brüdern, welche aus einem Fürſtenhauſe ſtammten, und als Märtyrer ihrer Religion ſtarben.

Von den neun Tagen, welche dieſes Feſt dauert, werden die erſten mit allerhand Gaukeleyen hingebracht, wobey die jungen Mohammedaner ſich verkleiden, ſich mit Bändern, Goldpapier ꝛc. ſchmücken, und mit bloßen Schwertern umher tanzen. (Siehe Tab. IV. Fig. 11.) Der letzte Tag wird mit einer feyerlichen Proceſſion beſchloſſen, und die Fahne Mahomeds auf einem Elephanten umher geführt. (Siehe Tab. V. Fig. 12.) Man genießt bey dieſem Feſte ein betäubendes Getränk, welches aus Bang (eine Art Opiat) gemacht wird, welches ſie in eine Wuth verſetzt, die oft zu thätlichen Auftritten Anlaß giebt. Bey der letzten Feyer des Hußan ⸗ Haßan ⸗ Feſtes war der ganze Bazar (Marktplatz) von der großen Moſchee an bis zur Wohnung des Commandanten illuminirt, und hin und wieder traf man Buden an, in welchen Marionettenſpiele oder Chineſiſche Schatten gezeigt wurden. An einigen Orten hatten ſie Löcher in die Erde gegraben, worin ſie ein Feuer unterhiel-

ten, um welches ſie tanzten, und die Namen Huſſan-Haſſan, Muſtapha Reiman ꝛc. ausriefen. Die mohammedaniſchen Sepoys thun, ſo lange das Feſt dauert, keinen Dienſt, und es iſt ſehr gefährlich, wenn eben es zur Zeit, da die Truppen im Felde ſtehen, eintrifft, weil dieſe Glaubensgenoſſen ſich alsdann allen Ausſchweifungen überlaſſen.

Der jetzt regierende Nabob von Arkot iſt ein Greis von einigen ſiebzig Jahren, heißt Wallajah Daulah, und iſt mohammedaniſcher Religion. Bekanntlich iſt er von der engliſchen Regierung ſo beſchränkt worden, daß er wenig Einfluß mehr auf die Staatsangelegenheiten ſeines eigenen Landes hat. Er wohnt auf einem ſeiner Landſitze zu Chepaulk, einem Orte zwiſchen St. Thomae und Madras, ungefähr drey engliſche Meilen von letzterem, und unterhält von den wenigen Einkünften, die ihm übrig geblieben ſind, einen mäßigen Hofſtaat, und einige hundert Mann Truppen, die zur Bewachung ſeines Pallaſtes und ſeines ſehr anſehnlichen Serails, ſo wie zur Leibwache dienen. *)

Leb recht wohl ꝛc.

*) Er ſtarb kurz nach unſerer Abreiſe aus Indien im Jahre 1792. Sein Sohn, Omdit Olomeah, ein ſehr gebildeter, und von allen, die ihn kannten, geſchätzter Fürſt, folgte ihm in der Regierung. Dieſer ſchien ſehr für das Intereſſe Englands eingenommen zu ſeyn, er wurde aber nichts deſto weniger kurz vor ſeinem Tode eines unerlaubten Briefwechſels mit Tippoo-Saib beſchuldigt; ſein Sohn und Nachfolger aber der Regierung ganz entſetzt. — Zwar hat er über dieſe gewaltſame Maßregel vor dem Parlamente geklagt, bis jetzt aber iſt noch nichts darüber entſchieden worden.

Siebenter Brief.

Arkot den 6ten Januar 1787.

Beynahe wäre ich hier Augenzeuge eines gräßlichen Schauſpiels geweſen, das nur durch ein ausdrückliches Verbot des Commandanten des Ortes verhindert wurde.

Vor ein paar Tagen gehe ich durch eine Straße, in welcher viele Hindooſche Kaufleute wohnen, und finde vor der Thüre eines Hauſes eine Menge Menſchen verſammelt. Ich fragte nach der Urſache dieſes ungewöhnlichen Auflaufs, und hörte, daß die Frau des Hauſes, deren Mann ſo eben verſchieden war, ſich mit dem todten Körper deſſelben verbrennen laſſen wolle. Dieſe ſehr junge und ſchöne Frau ſaß in der Hausthüre mit herunter hängenden Haaren — dem Zeichen der Trauer — und einem grünen Zweige in der einen Hand. Ihr Blick war ſtarr und finſter auf den Boden geheftet, ſie ſchien ganz in ſich vertieft zu ſeyn, und auf nichts zu achten, was um ſie her vorging. Indem ich dieſes Opfer des grauſamen Vorurtheils und des religiöſen Fanatismus voll Mitleiden betrachtete, kam der Bote, welcher von dem Commandanten des Orts die Einwilligung zu ihrem freywilligen Tode einholen ſollte, mit der Nachricht zurück, daß auf keinem Fall ihr Anſuchen Gehör finden könne. Die Wittwe ſchien untröſtbar zu ſeyn, und erſuchte den Cuttwall, welcher zu ihr geſandt worden

war, um ſie von ihrem Vorhaben zurück zu bringen, nochmals, ihre dringende Bitte dem Commandanten vorzutragen.

Der Cuttwall verſicherte ſie, daß der Oberſte ſeine einmal gegebenen Befehle nie zurück nähme, und berief ſich auf mich, worauf die Wittwe ſich gradezu an mich wandte, und in tamuliſcher Sprache bat, ihr Geſuch zu befördern. Da ich aber dieſen Antrag ablehnte, und ſie zu beruhigen ſuchte, erhielt ich von ihr eine ſonderbare Antwort. Sie ſagte, daß ſie nun ein verworfenes und unglückliches Geſchöpf in den Augen ihrer Verwandten und der Welt ſey, und ihre beſten Jahre in Kummer und Unmuth hinbringen müſſe; daher habe ſie ſich den Tod gewünſcht; ſollte ſich jedoch ein Europäer finden, der ſie als Maitreſſe anzunehmen geſonnen ſey, ſo wolle ſie gern von ihrem Vorſatze abſtehn, auch den Schimpf, aus ihrer Kaſte geſtoßen zu werden, nicht achten. Sie war aus der Kaſte der Banianen, oder Kaufleute. — Von ihrem fernern Schickſale habe ich nach der Zeit nichts erfahren; ſo viel iſt aber ſicher, daß ſie wegen ihrer zuletzt gethanen Aeußerung gewiß aus der Kaſte geſtoßen worden iſt.

Ehemals war es hier unabweichliches Geſetz, daß die Weiber der Hindoos ſich mit dem Körper ihrer verſtorbenen Männer lebendig verbrennen mußten. Als ich mich nach dem Urſprunge des Geſetzes erkundigte, erzählte man mir, daß vor vielen Jahrhunderten die Weiber öfters ihre Männer umbrachten, von denen ſie grauſam waren behandelt worden. Zwar ſtanden auf einem ſolchen Morde die ſchrecklichſten Strafen, und doch konnte man das Uebel nicht ganz verhindern. Endlich ſollen die Braminen verordnet haben, daß die Weiber

nach dem Tode ihrer Männer ſich mit ihnen lebendig verbrennen ſollten, welches denn die erwünſchte Wirkung hatte, daß von der Zeit an die Weiber ihre Männer mit der äußerſten Sorgfalt behandelt haben. Man hat ſich bemüht dem Frauenzimmer von Jugend auf Gefühl für Treue ꝛc. einzuflößen, und ihnen den freywilligen Tod als die ſchönſte That, durch die ſie ſich ewig glücklich machen würden, geſchildert. *)

Religiöſe Schwärmerey und überſpannte Begriffe von ehelicher Treue ſind nicht allein die Triebfedern dieſer widernatürlichen Handlung, ſondern wohl auch der Gedanke, nach dem Tode des Mannes ein elendes verworfenes Geſchöpf zu werden! — denn die Wittwen müſſen ſich die Haare abſcheeren, ihren Schmuck ablegen und ſich in ein grobes gewürfeltes Gewand **) kleiden; ſie werden von niemanden geachtet, und müſſen die geringſten Geſchäfte in der Haushaltung verſehen. So lange der Mann lebt, darf keine Frau Umgang mit einem andern haben, ja nicht einmal mit dem Vater, oder den Brüdern ihres Gatten.

*) Etwas ganz Zuverläßiges läßt ſich wohl über dieſen uralten Gebrauch nicht ſagen, und er ſcheint urſprünglich nur unter den höhern Ständen allgemein geweſen zu ſeyn. Holwell erzählt, daß nach dem Tode des großen Brama ſeine ſämmtlichen Frauen ſich ihm zu opfern beſchloſſen; die Weiber der Rajahs und der erſten Staatsbedienten wollten gegen jene nicht zurückſtehen und ahmten dieſes Beyſpiel nach. Die Braminen beförderten den Gebrauch auf alle Art, und ſo ward er nach und nach allgemeiner. — Hodges ſah auch, in der Gegend von Benares, eine Kaufmannswittwe, die ſich verbrennen ließ. Anm. des Herausg.

**) Gelb iſt bey den Hindoos die Farbe der Trauer.

In allen Gegenden Indiens, wo mohammedaniſche Für-ſten, oder Engländer, die ſich übrigens ſehr tolerant bey allen Religionsangelegenheiten der Indier benehmen, regieren, iſt das lebendige Verbrennen der Weiber verboten, wenigſtens darf es ohne Erlaubniß und Vorwiſſen der Regierung nicht geſchehn. Eine Wittwe, die ſich mit dem Körper ihres Mannes verbren-nen will, muß ihr Vorhaben anzeigen. Die Art, wie es ge-ſchieht, und die Ceremonien dabey ſind in Oſtindien ſehr ver-ſchieden; in und um Madras iſt die Art folgende:

Die Wittwe folgt der Leiche mit loſem Haar, weiſſem Ge-wand, von ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn beglei-tet, zum Scheiterhaufen. Sobald ſie da angekommen iſt, wird ihr Betel und ein Getränk von Opium gereicht, um ſie zu betäuben. Wenn die Leiche auf den Scheiterhaufen geſtellt iſt, legt die Wittwe ihr Oberkleid und ihren Schmuck ab, wel-cher der Pagode oder den Braminen anheim fällt, und nimmt von ihren Verwandten und Freunden Abſchied, welche ihr mit thränenden Augen Glück zur Himmelsfreude wünſchen. Hier-auf wird ſie von dem Ober-Braminen eingeſegnet und zum Opfer geweihet. Jetzt beſteigt ſie den Holzſtoß, legt ſich über ihren todten Gatten, den ſie umfaßt, und wird auf dieſem mit einem ſtarken Querbalken feſt gebunden. Die Braminen gießen aus ihren Gefäßen das mitgebrachte Oehl auf das Opfer; der nächſte Anverwandte zündet hierauf den Holzſtoß zuerſt mit einer Fackel an, und ſo die übrigen Verwandten. Es erhebt ſich eine dicke Wolke von Dampf, in welchem die Frau wahrſcheinlich erſtickt, während die Muſik der fürchter-lichen Hörner und Tomtoms, das Geheul der Klageweiber,

und die Geſänge der Braminen das Angſtgeſchrey der Sterbenden zu übertäuben ſuchen.

Sobald der Scheiterhaufen an allen Seiten brennt, und die Sterbende keinen Laut mehr von ſich giebt, ſchweigt die Muſik, der Geſang, und das Geheul, und eine Todtenſtille erfolgt. Die Knochen, welche von den Flammen nicht verzehrt ſind, werden ſorgfältig geſammelt und in einen geheiligten Fluß geworfen. Auf die Stelle, wo die Aſche zurückbleibt, wird Milch als Libation gegoſſen. Die Ceremonie hat dann ein Ende, und alles kehrt wieder heim.

Einige verbrennen ſich mit dem Körper ihrer Männer in einer Höhle, die mit Holz und andern Brennmaterialien angefüllt iſt. Sobald ſich die Wittwe mit der Leiche vereinigt hat, wird die Höhle verſtopft, und das Opfer wird deſto eher durch den Rauch, wovon ſie erſticken muß, erlöſet. Andere werden in eine Grube geſtürzt, über welche ein cattunes Tuch gezogen iſt, worunter der Holzſtoß mit der Leiche des Mannes ſich befindet, und wo das Opfer alsbald das Ziel ſeiner Leiden findet.

Daß die jungen Wittwen nicht allemal aus Zuneigung gegen ihre Männer den freywilligen Tod wählen, beweiſt die Ihnen zu Anfang dieſes Briefes erzählte Anekdote der jungen Kaufmannsfrau zu Arkot, die bloß durch die Furcht vor dem entehrenden Wittwenſtande dazu bewogen ſchien; und da ſie nach den Geſetzen ſich nicht wieder verheirathen durfte, wollte ſie doch lieber ihrer Kaſte entſagen, und ſich in die Arme eines Europäers werfen, als in dem traurigen Wittwenſtande fortleben.

Das Verbrennen der Todten geſchieht bey den Kaſten der Hindoos auf mancherley Art. Die, welche die gewöhnlichſte iſt, und von welcher ich mehreremale Augenzeuge geweſen bin, will ich Ihnen zum Beſchluß noch etwas näher beſchreiben.

Sobald jemand geſtorben iſt, entſteht unter den Weibern ein entſetzliches Jammergeſchrey und Heulen: auch miethen die Familien der Verſtorbenen Klagweiber, die — für Geld weinen und wehklagen, und die Leiche mit ihrem Geſchrey und Heulen zum Scheiterhaufen begleiten.

Die Leiche wird auf einen Tragſeſſel, der mit allerhand Tüchern behangen iſt, aufrecht geſetzt, feſtgebunden und von einigen Männern getragen. Den Leichenzug eröffnen einige Muſikanten, welche auf einem sechs bis ſieben Fuß langen Horn (eine Art Poſaune) blaſen, das einen der Handlung angemeſſenen tiefen, ſchauerlichen Ton von ſich giebt, mit einigen Tomtoms. Dann folgen ein oder mehrere Braminen, welche die religiöſen Ceremonien bey dem Verbrennen verſehn; darauf der Tragſeſſel mit der Leiche, begleitet von den Klagweibern, Verwandten und Freunden des Verſtorbenen. (Siehe die Abbildung, Proſpect No. 12.) Außerhalb der Stadt oder dem Dorfe iſt ein Scheiterhaufen von Holz errichtet; auf dieſen wird die Leiche geſetzt und feſtgebunden, mit Reis, Ghie (geſchmolzene Büffeler-Butter), Früchten, Betel, auch wohl mit getrocknetem Kuhmiſt-Fladen belegt, worauf der Scheiterhaufe angezündet wird, da denn der Körper unter dem Geſchrey der Klagweiber, Anverwandten, dem Getöſe der Muſik, und den Gebeten der Braminen, von den auflodernden Flammen verzehrt wird. Mit den Reſten wird eben ſo

verfahren, wie ich vorher bey dem Verbrennen der Wittwen erzählt habe.

Die Mohammedaner beerdigen ihre Todten, gleich den Chriſten und Juden, und ſetzen den Verſtorbenen Denkmähler, oder errichten ihnen wenigſtens Grabhügel.

Achter Brief.

Arkot den 14ten May 1787.

Eine Reiſe, die ich im ſüdlichen Theile des Karnatik gemacht habe, bringt mich, natürlich genug, auf den Gedanken, Ihnen zu beſchreiben, wie man in Indien reiſet.

In Europa, wo genauere Verbindung, Wohlhabenheit und gute Einrichtungen der Staaten ſich gegenſeitig die Hand geboten haben, reiſt man, ohne große Vorbereitungen, von einem Ende zum andern. Von dieſer Art zu reiſen iſt die in Indien durchaus verſchieden: und in der That muß man ſich wundern, wie man hier, ohne die in Europa üblichen Bequemlichkeiten, welche Poſt- und Miethpferde, gute Wirthshäuſer rc. darbieten, dennoch auf eine unglaublich ſchnelle und bequeme Art reiſen kann.

Die Heerſtraßen und Wege ſind auf dem platten Lande mehrentheils ſehr gut; aber die Päſſe in den Gebirgen und die vielen Jungles, oder dicken Wälder, ſind den Reiſenden

oft ſehr hinderlich, ſo daß man dieſe Gegenden mit keinem europäiſchen Fuhrwerke würde bereiſen können. Der Boden iſt faſt durchgehends kleiartig, hart und mit Kies vermiſcht; an den Seeküſten aber ſandig. Nordwärts von Madras findet man ſumpfige und moraſtige Gegenden.

Statt unſeres Fuhrwerks bedient man ſich des Palankins, der eine Art von Tragſeſſel iſt, mit dem Unterſchiede, daß man, ſtatt aufrecht zu ſitzen, halb oder ganz darin liegen muß. Sie ſind von verſchiedener Art, und die Europäer haben ſie ſchon auf mannigfaltige Art für Bequemlichkeit und Pracht vervollkommnet. Auf meinen Zeichnungen des Proſpectes No. 6 u. 7. ſieht man dieſe Palankins, deren Seitenwände aus ſogenannten venetianiſchen Blenden beſtehen, damit die Luft durchziehen könne. Der Boden iſt von Gurten oder Rohr geflochten, worauf eine Matratze oder Matte mit einigen Polſtern liegt; rückwärts iſt eine Lehne in Form eines Notenpults, welche zwey bewegliche Stützen hat, die man, wenn man ausgeſtreckt liegen will, zurück ſchiebt oder nieder klappt, ſo daß der Palankin auf Reiſen zugleich zum Ruhe- oder Schlafbette dienen kann. Inwendig befinden ſich Netze und Taſchen, um Sachen darin aufbewahren zu können.

Er wird von vier, oder beſſer, von fünf Indiern getragen, ſo daß vorn drey und hinten nur zwey angeſtellt ſind. Dieſe Träger müſſen abgelößt werden, und zwar die vordern öfterer, als die beiden hintern, weil die Schwere am meiſten nach vorne zufällt.

Zu einem Trupp Palankin-Träger gehören ſechs bis zwölf Mann, je nachdem Bequemlichkeit oder Luxus die Anzahl der-

ſelben beſtimmt. Die gewöhnliche Anzahl iſt ſieben, wovon einer das Kochen beſorgt; wer mehrere hält, hat auch gewöhnlich, was der Luxus dabey erfordert, noch einen Kittiſal-Boy (Sonnenſchirm-Träger), und einen oder mehrere Peons, welche den Dienſt eines Läufers verſehen. Sie tragen lange ſilberne Stäbe, einen Bandolier von farbigem Tuche, der über die rechte Schulter hängt, und ein ſilbernes Schild, auf welchem das Wappen oder der Namenszug ihrer Herren geſtochen iſt; (Siehe Tab. V. Fig. 13.) ſie warten bey Tafel auf, und werden zum Verſchicken gebraucht. Endlich braucht man noch einen oder mehrere Moußaljys (Fackel-Träger), die des Nachts vor dem Palankin mit einer Fackel herlaufen, welche in einem Stocke beſteht, der mit alten Lumpen umwunden iſt, und von Zeit zu Zeit mit Oehl, welches der Moußaljy in einem Gefäße bey ſich trägt, begoſſen wird.

Die Palankin-Träger ſind aus der Kaſte der Schuters, oder Pariar, welche letztere die ſchlechteſten ſind, die man dort hat.

Die Hindoos kommen truppweiſe aus dem nördlichen Theile der Halbinſel nach Madras, um einige Jahre mit Tragen Geld zu verdienen, und gehen dann gewöhnlich mit einem kleinen geſammelten Kapital wieder in ihre Heimath zurück. Die übrige Zeit, die ſie vom Tragen frey haben, benutzen ſie, Geldbeutel und andere Sachen zu ſtricken. Ihre Kleidung iſt ein Turban, und ein Stück Zeug, das ſie um die Hüften wickeln.

Oft geben indeſſen Herrſchaften ihren Palankin-Trägern eine Art Livree. Dieſe beſteht in einem weiſſen oder farbigen Turban, einer weiſſen cattunen Jacke, die bis an die Knie reicht, und einem Gürtel, der von der Farbe des Turbans iſt. Sie

tragen faſt alle einen Stock, an welchem ſich vorn eine eiſerne Klapper befindet, womit ſie auf Reiſen giftige Schlangen und anderes Ungeziefer verſcheuchen.

Während des Tragens löſen ſich die Träger zu gewiſſen Zeiten ab, wechſeln den Baum des Palankins von einer Schulter zur andern, und laufen mit ihrer Laſt immer einen ſogenannten Hundetrott! — Einer der vorderſten ſingt ein gewiſſes Lied, daß am Ende jeder Strophe von den übrigen mit einem Hum! Hum! beantwortet wird. Dieſes Singen dienet ihnen zum Tacte bey ihrem Laufe, den man nicht beſſer als mit dem tactmäßigen Schlagen unſerer Dreſcher vergleichen kann. Sie treten nicht alle zugleich zu, halten alſo keinen gleichen Tritt, und doch verurſacht dieſes Tragen eine ſanfte Bewegung, wobey man eine nicht zu kleine Schrift leſen kann. Man reiſet nun auf vorerwähnte Art eine beträchtliche Weite, entweder mit einem Trupp eigener, oder gemietheter Träger, oder man beſtellt auf verſchiedenen Stationen, um ſchneller fortkommen zu können, einen Wechſel oder friſche Trupps. Im erſten Falle darf man ſie, wenn man einen beträchtlich weiten Weg zurückzulegen denkt, nicht zu ſehr übernehmen. Ich erinnere mich, daß einer unſerer Officiers einen Weg von achtzig engliſchen Meilen mit einem Trupp Palankin-Träger in vier und zwanzig Stunden zurücklegte. Dieſe Ferne, welche ungefähr ſechzehn deutſche Meilen beträgt, kann man in Europa nicht mit einem und demſelben Fuhrwerk in gleicher Zeit abmachen.

Da aber unterweges keine Wirthshäuſer anzutreffen ſind, ſo muß man ſich mit den nöthigſten Lebensmitteln vorher ver-

ſehn, weil an den Orten, wo keine Europäer ſich aufhalten, durchaus nichts zu haben iſt, als was etwa ein Indier zu ſeiner Nahrung bedarf. Man nimmt daher einen oder mehrere Kulys mit den nothwendigen Lebensmitteln ꝛc. mit, und dieſe verſuchen ſo geſchwind als möglich mit dem Palankin fortzukommen, oder werden auch nach dem Orte, wo man zu Mittag oder über Nacht zu bleiben gedenkt, voraus geſchickt. Auch pflegt ein Koch, ein oder mehrere Bediente den Reiſenden zu begleiten.

Trifft man unterwegs keine Garniſon oder Oerter an, die von Europäern bewohnt ſind, wo man immer auf eine gaſtfreundſchaftliche Aufnahme rechnen kann, ſo muß man mit einer Choultry (Chaultry) vorlieb nehmen.

Dieß ſind offene Gebäude, die auf Säulen ruhen, zum allgemeinen Gebrauch und zur Bequemlichkeit reiſender Indier und Europäer errichtet ſind. Das, wovon ich jetzt rede, iſt von Granit-Stein erbauet, mit einem platten Dache, das auf mehreren Säulen ruht; der Fußboden iſt drey bis vier Fuß von der Erde erhöht, aber ohne Stufen; letzteres wahrſcheinlich aus der Abſicht, damit Schlangen und andere giftige Thiere nicht ſo leicht dazu gelangen können. (Siehe Proſpect No. 7.)

Sie werden gewöhnlich von wohlthätigen und wohlhabenden Einwohnern Indiens aus der Abſicht erbauet, damit der ermüdete Reiſende einen Ort zur Ruhe und Erquickung auf ſeinen Wanderungen vorfinden möge. An einigen Orten ſind dieſe Choultrys von ihren Stiftern begabt, ſo daß Leute dabey gehalten werden, welche dem Reiſenden jeder Nation, Reis, Conjee (Kongie), Carryſtoff — Gewürz — Salz, Holz, Töpfe

und Stroh für das Vieh unentgeldlich liefern müſſen. Durch Mißbrauch und Prellerey hat dieſe gute Bewirthung faſt ganz aufgehört; jedoch findet man hin und wieder Choultrys, wo noch jetzt Reis ꝛc. den reiſenden Indiern gereicht wird.

Dieß beſorgen gewöhnlich die Braminen, welche zum Dienſt bey den nah gelegenen Kapellen (kleinen Pagoden) angeſtellt ſind. Man findet jedoch faſt bey jeder Choultry einen Bazar, wo man Reis, Gewürz, Zucker, Zitronen ꝛc. für Geld bekommen kann, auch befindet ſich in der Nähe einer Choultry immer ein Tank (Teich), welche an einigen Orten ſehr groß und prächtig gebauet ſind. Dieſe Tänks dienen zum Baden und zum Getränke für das Vieh; auch verrichten hier die Hindoos bey dem Baden ihre Morgen- und Abend-Andachten. Man ſiehet einen ſolchen Teich auf den Proſpect No. 5.

Einige dieſer Choultrys ſind wirklich prächtig und koſtbar; die Säulen alle aus einem Stück gehauen, und von langer Dauer. Es iſt ſonderbar daß die Krähe dieſen Gebäuden ſchädlich ſeyn kann. Indem dieſe die Frucht des bekannten Banian-Baums verzehret, fallen oft einige Kerne in die Ritzen dieſer Gebäude, und verurſachen in der Folge, durch ihre Vegetation, das Berſten der großen Quaderſteine, aus welchen ſie erbauet ſind. Ich weiß dieſes nicht allein aus dem Munde verſchiedener glaubwürdiger Männer, ſondern habe auch ſelbſt verſchiedene vom Banian-Korn geſprengte Gebäude geſehn.

Vorhin habe ich bemerkt, daß dieſe Choultrys aus den wohlthätigſten Abſichten erbauet und begabt worden ſind; allein ich glaube doch auch, daß oft Eitelkeit und Stolz dabey zum

Grunde gelegen haben, weil ich faſt immer den Namen des Erbauers an dem Geſimſe eines ſolchen Gebäudes, wie z. B. Balla Kiſtna, oder Trimul Neik Choultry gefunden habe. Dieſe letztere iſt ein bewundernswürdiges Stück der Architectur. Das platte Dach, welches aus großen Granit-Steinen beſteht, wird von drey hundert Säulen unterſtützt, die alle aufs feinſte gearbeitet und mit vielen Figuren — gewöhnlich ſchlüpferigen — verzieret ſind. Die größte und ſchönſte Choultry ſoll ſich im Königreiche Madura befinden, die, wie man ſagt, aus mehreren hundert Säulen beſteht.

Gewöhnlich findet man an den Heerſtraßen, und beſonders bey den Choultrys, ein Bild des Schutzgottes der Reiſenden. Einige ſind aus Stein gehauen, und ſtehen häufig auf einem Fußgeſtelle am Wege, wobey ein oder mehrere Braminen den Dienſt verſehn. Reiſende und Wallfahrer rufen den Götzen, nachdem ſie geopfert haben, an, ihnen auf ihrer bevorſtehenden Reiſe günſtig zu ſeyn.

Iſt man des Morgens, Mittags oder Abends bey einer ſolchen Choultry angekommen, ſo ſorgt der Dübaſchy und Koch für das Frühſtück, Mittag- oder Abendeſſen.

Man hat hier ſehr bequem eingerichtete Menage-Kaſten, die ein Kooly auf dem Kopfe trägt, und damit den Reiſenden begleitet. Dieſe enthalten, Boulen, Taſſen, Teller, Löffel, Meſſer und Gabel, Tiſchzeug, Flaſchen mit Wein, und andern ſpirituöſen Sachen, auch einige Victualien, als Zucker, Thee, Kaffee, Taback ꝛc., denn von allen dieſen Artikeln findet man unterweges nichts. Einer der Palankin-Träger übernimmt das Kochen für ſeine Cameraden, die von dem Gefolge des Reiſen-

den und von der nämlichen Kaſte ſind; die übrigen lagern ſich an einem ſchattigen Orte, nachdem ſie zuvor alle Glieder ihres Körpers gerieben, und ſich gewaſchen haben. Bleibt man über Nacht in einer Choultry, ſo wird der Palankin zum ſchlafen hineingeſetzt.

Reiſet man bey Nacht, ſo laufen einer oder mehrere der vorhin erwähnten Moußaljy-Boys mit Fackeln voraus. Dieſe dienen, außer dem Leuchten, auch dazu, wilde Thiere, als Tieger, Panther, Hyänen ꝛc. zu verſcheuchen. Uebernachtet man an einem Orte, wo Gefahr iſt, von ſolchen Raubthieren überfallen zu werden, ſo wird um den Ort des Aufenthalts ein Feuer angezündet und die ganze Nacht unterhalten.

Wer angenehm reiſen will, pflegt des Morgens, ſo lange die Sonne noch nicht zu hoch am Himmel ſteht, zu reiten, und läßt den Palankin nachkommen; und ſo verfährt man wechſelsweiſe, welches, wenn man keine Eile hat, gewiß die beſte Art zu reiſen iſt, denn das immerwährende Sitzen oder Liegen im Palankin ermüdet in der Länge. Man bedienet ſich auch bey guten Wegen der Phaetons oder Cabriolets.

So weitläuftig und läſtig auch dieſe Art zu reiſen ſcheint, wegen des Transports der Lebensmittel und anderer Bequemlichkeiten, ſo iſt ſie es doch nicht, wenn man einmal daran gewöhnt iſt. In Geſellſchaft mehrerer iſt eine ſolche Partie weniger koſtſpielig, und äußerſt angenehm.

Die wohlhabenden Indier reiſen ebenfalls im Palankin, oder auch im Dooly, *) zu Pferde, auf Elephanten und Kameelen,

*) Ein Dooly — Duhli — iſt eine Art Palankin. Der Baum an demſelben iſt, ſtatt krumm gebogen zu ſeyn, gerade, und ſtatt der

ja bisweilen auch mit Fuhrwerk, nur brauchen ſie letzteres nicht ſo ſehr wie ein Bedürfniß, als die Europäer. Ihr Fuhrwerk iſt jedoch von dem unſrigen ſehr verſchieden, und gewöhnlich nichts als ein Häkery, d. h. ein auf allen Seiten offener pyramidenförmiger Kaſten, welcher inwendig vor den Oeffnungen Vorhänge hat, die vor den Sonnenſtrahlen ſchützen. Innerhalb deſſelben iſt nur für eine Perſon Platz, die mit Kreuzweis untergeſchlagenen Beinen auf Polſtern zu ſitzen pflegt. Das Geſtell ruht auf einem zweyräderigen Karren, der eine bogenförmige Deichſel hat. Dieſe iſt hinten, wo der Führer gewöhnlich ſitzt, breiter als am vordern Ende, wo das Joch für die Zugthiere befeſtigt iſt. Dieſes Fuhrwerk wird von zwey ſtarken Ochſen gezogen, die ſehr ſchnell damit fortlaufen können. Die Thiere ſind oft mit ſchönen Decken, metallenen Ketten, Knöpfen an den Hörnern und andern Zierathen geſchmückt; durch die Naſenlöcher geht eine Leine, welche zum Leiten dient. (Siehe Tab. V. Fig. 14.)

obern Bedeckung rund umher mit einem Stücke Cattun behangen. Bey der Armee werden die Doolys zu Transportirung der Kranken und Verwundeten gebraucht.

Neunter Brief.

Arkot den 30ſten May 1787.

In Indien — wenigſtens auf der Küſte Koromandel — giebt es weder reitende noch fahrende Poſten, und man behilft ſich mit den von der engliſchen Regierung angelegten Tappals, oder Poſtboten, durch welche bloß Briefe befördert werden. Zu Madras befindet ſich das General-Poſt-Büreau, und in den übrigen Oertern übernimmt die Expedition der Briefe entweder eine Civil-Perſon des Diſtricts, oder auch wohl ein Officier der Garniſon.

Die Tappals ſind von funfzehn bis zwanzig engliſchen Meilen verſtellt, tragen eine lederne Taſche (Felleiſen), worin die Briefe aufbewahrt werden, und laufen damit im Trott ihre Station, welche ſie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit zurücklegen. Kommen ſo viel Briefe zuſammen, daß ein Tappal ſie nicht zu tragen vermag, ſo gehen mehrere zugleich ab, weil die Schwere großer Paquete das ſchnelle Laufen verhindern würde. Als Lord Cornwallis im Jahre 1791 vor Seringapatnam, der Hauptſtadt Tippoo-Saibs, ſtand, erhielt man die Nachrichten von der Armee zu Madras durch die ſtationirten Tappals in ſehr kurzer Zeit.

Sie tragen, wie die Palankin-Träger, Stäbe mit einer Klapper; auch bedienen ſie ſich des Nachts der Fackeln.

Die Indier gebrauchen zur Mittheilung ihrer Nachrichten die Hirkaras, welche aber weder regelmäßig ſtationirt ſind, noch zu feſtgeſetzten Zeiten abgehn. Sie werden von den indiſchen Fürſten unterhalten, und wenn jemand etwas mit ihnen verſchicken will, muß er beſonders dafür bezahlen.

Das Jagen ſteht hier einem jeden frey, ſowohl dem Indier als dem Europäer; jene ſind jedoch keine große Schützen. Sie bedienen ſich auf der Jagd eines ſehr langen Feuerrohres, welches mit einer Lunte abgebrannt wird, und mit welchem ſie zwar auf eine ſehr weite Ferne treffen, im Lauf und Fluge aber nichts damit erlegen können. Den Antelopen *) und wilden Schweinen pflegen ſie hinter einem Verſteck aufzulauren, und manchmal ſind ſie ſo glücklich, eins davon zu erlegen. Deſto geſchickter aber ſind ſie im Einfangen des Wildprets. In den buſchigten Gegenden, wo ſich unzählige Haſen und Rebhühner aufhalten, ſtellen ſie Netze auf, und ihr Fang iſt oft ſehr beträchtlich.

Die wilden Enten werden auf eine leichte, aber ſonderbare Art gefangen. Die Indier gehen an das Ufer eines Teiches, auf welchen ſich die Enten aufzuhalten pflegen, umgeben ſich mit Geſträuch, ſteigen in das Waſſer und ſchwimmen den Enten allmählig näher. Auch pflegen ſie wohl einen ausgehölten Kürbis, oder einen irdenen Topf über den Kopf zu ſtecken. Die Enten werden vor dem Geſträuche, das den Kopf des Fängers bedeckt, nicht ſcheu, ſondern bleiben ruhig ſitzen; worauf der

*) Die Antelopen haben mit unſern Rehen viel ähnliches, außer daß ſie mit Kringen bewundene Hörner haben; auch hat ihr Fleiſch keinen Wildgeſchmack.

Fänger ſolche bey den Beinen faßt, ſie unter das Waſſer zieht und in einen Sack ſteckt. Die übrigen Enten wähnen, daß die unters Waſſer gezogenen untergetaucht ſind, und bleiben daher ruhig ſitzen. So ſteckt der Fänger deren ſo viele zu ſich, als er zu tragen vermögend iſt.

Von dem Monat October an bis zu Ende des Februar ſind dort an den Teichen, Moräſten und Reisfeldern eine Menge Sumpfvögel verſammelt, wovon die Bekaßinen und Enten am häufigſten von den Europäern geſchoſſen werden.

Oft machen wir Jagdpartien ins Innere des Landes, gewöhnlich gleich nach der Monſoon.

Wir verweilen oft acht und mehrere Tage in einer Choultry, ſo lange die Gegend uns mit Wildpret verſieht, und wandern alsdann weiter, um eine ergiebigere Quelle aufzuſuchen. Auf dieſe Art ſchwärmen wir oft ſechs bis acht Wochen umher. Früh Morgens gehen wir auf Haſen und Rebhühner aus, die man hier zu Lande in großer Anzahl antrifft; anſtatt der Hunde bedienen wir uns kleiner eingeborner Knaben, die das Wild durch anſchlagen mit Stöcken aus den Gebüſchen treiben. Die Hunde verlieren hier wegen der ſtarken Hitze den Geruch, und ſind alſo zur Jagd untauglich. Gegen Mittag ſuchen wir Moräſte und ſumpfige Gegenden zu erreichen, um Bekaßinen zu ſchießen, die dann erſt halten, wenn die Sonne etwas hoch ſteht. Den Antelopen kann man nicht leicht beykommen, weil ſie die Dickungen vermeiden, und ſich immer im Freyen aufhalten. Treibjagen kennt man hier nicht, auch iſt ſolches wegen der wilden Raubthiere wohl etwas gefährlich. Wir nehmen des Morgens ein Frückſtück mit auf die Jagd, und halten nur eine

Hauptmahlzeit. Kommen wir zurück ſo machen wir ein Kartenſpiel, trinken ein Glas Punſch dazu, und legen uns ſpät in der Choultry, die wir zu unſerm Aufenthalt gewählt haben, ſchlafen. Mit Anbruch des Tages geht es wieder auf die Jagd. Oft pflegen wir auch wohl ein Zelt aufzuſchlagen, wenn wir in eine Gegend kommen, die uns gefällt, und wo keine Choultrys in der Nähe anzutreffen ſind. Eine ſolche Gegend iſt der Proſpect No. 8., ohnweit Arkot.

Sie glauben nicht, welche vergnügte Tage wir auf dieſe Art verleben! Das erlegte Wildpret vermindert die Koſten unſeres Tiſches, und ſo ſind dieſe Partien wirklich wohlfeil.

Zehnter Brief.

Madras den 1ſten Octob. 1787.

Wir haben das gute Arkot verlaſſen müſſen, und haben es ſehr ungern verlaſſen. Wir waren dort ſo niedlich eingerichtet, ein jeder hatte ſeine Wohnung ſo verbeſſert, daß ſie Bequemlichkeit und Vergnügen gewährte, und dabey lebten wir mit den übrigen Truppen des Cantonnements im beſten Einverſtändniſſe, kamen fleißig zuſammen, und machten in der reitzenden Gegend umher eine Menge Luſtpartien. Kurz, die daſelbſt froh durchlebten Tage werden mir unvergeßlich bleiben. Jetzt bin ich nun wieder hier. Das vierzehnte Regiment liegt in der ſchwarzen

Stadt; die Leute in der Baracke, nahe an der Seeküſte, die Officiers haben ſich eingemiethet. Meine hieſige Muße widme ich wieder Ihnen. Ich fange damit an Ihnen die Schulen der Hindoos zu beſchreiben, davon ich einige, in Geſellſchaft eines verſtändigen Braminen, beſucht habe.

Die Knaben der Hindoos — ſehr geringe und arme ausgenommen — werden im Leſen und Schreiben ihrer Mutterſprache, und in den Hauptgrundſätzen ihrer Religionslehre unterrichtet. In jeder Stadt und in jedem Dorfe trifft man öffentliche Schulen an.

Die Knaben verſammeln ſich des Morgens zu einer beſtimmten Zeit vor der Behauſung ihres Lehrers, oder im Freyen unter ſchattigen Cocus-Bäumen und in Hainen, denn an ſolchen Orten, oder auf der Straße vor der Thür, und nicht in einem Hauſe, wird die Schule gehalten.

Die jüngſten Knaben ſitzen auf der Erde, mahlen einen Buchſtaben mit dem Zeigefinger in den Sand, und ſingen ihn ab, wenn er vollendet iſt. Dieſe Methode hat den Vortheil, daß die Kinder Schreiben und Leſen zugleich erlernen. Sobald ein Buchſtabe fertig iſt, verwiſchen ſie ihn im Sande, zeichnen einen andern, und gehen auf dieſe Art das Alphabet durch. Die Geübteren ſitzen auf einer Bank am Hauſe, und leſen die auf Olles (trockne Palmblätter) vermittelſt eines Griffels geſchriebenen Buchſtaben. Einige leſen Hymnen, oder andere zu ihrer Religion gehörende Schriften. Wiederum andere lernen das Schreiben. Sie halten die Olles in der linken Hand über dem Zeigefinger; in der Rechten führen ſie den Griffel, welcher durch eine kleine Höhlung, ſo ſich in dem äußern Rande des

linken Daumnagels befindet, geführt wird. Zu dieſem Ende laſſen ſie den Nagel des linken Daumens etwas lang wachſen. Während des Schreibens ſingen ſie jedes geendigte Wort laut ab; und da das jeder Knabe thut, der eine Aufgabe ſchreibt oder lieſ't, ſo kann man dieſes laute Untereinanderſingen ſo ziemlich mit dem Singſange in unſern Juden-Schulen vergleichen. Der Schulmeiſter, mit einem dünnen Rohre bewaffnet, geht dabey umher, corrigiret die Unrichtigkeiten, oder ermuntert und beſtraft die Nachläſſigen.

Ehrfurcht für ihre Religion, Gebräuche und Geſetze wird der Jugend von Kindheit auf von den Aeltern und Lehrern eingeprägt. Kinder wohlhabender und vornehmer Indier genießen in ihren eigenen Wohnungen den Unterricht im Leſen und Schreiben von den Braminen, oder andern Lehrern. Von der Geographie haben ſie wenig Begriffe; hingegen iſt die Dichtkunſt und Arithmetik bey ihnen bekannt. Die Engländer haben einige lyriſche und epiſche Gedichte unter den Schriften der Samſcrit gefunden, die in ihre Sprache überſetzt und mit vielem Beyfalle aufgenommen worden ſind. Da dieſes Volk ſeit der Errichtung der Akademie orientaliſcher Sprachen zu Calcutta bedeutende Fortſchritte in dieſem Studium gemacht hat, ſo kann man hoffen, dereinſt Ueberſetzungen mehrerer intereſſanter Gedichte und Inſchriften aller Denkmähler zu erhalten. Ferner geben die Braminen ihren Lehrlingen Unterricht in der Logik, Aſtrologie, Rechtswiſſenſchaft, Kräuter- und Arzeneykunde, Nautik ꝛc.

Die Knaben der Hindoos werden von ihrem neunten Jahre an in die beſondern Gebräuche und Geheimniſſe ihrer Kaſten

eingeweiht. Wie dieſes bey den Braminen geſchieht, habe ich bereits S. 20. erwähnt. Die berühmteſte Schule für junge Braminen iſt zu Conjoveram, einige vierzig Meilen ſüdweſtwärts von Madras. Die Hindoos theilen, wie wir, das Jahr in zwölf Monate, wovon der Junius der längſte, und der December der kürzeſte iſt; mit dem Monate April wechſelt das Jahr.

Zu Madras, ſo wie in verſchiedenen andern großen Städten der Beſitzungen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, befinden ſich mehrere Schulen, wo öffentlicher Unterricht in der engliſchen Sprache von Braminen oder andern dieſer Sprache kundigen Hindoos gegeben wird. Die Indier erlernen ſie ſehr leicht; nur ſprechen die mehrſten dieſe Sprache in einem ihnen eigenen Singtone aus. Die Indier ſchreiben im allgemeinen eine ſehr ſchöne Hand, und übertreffen darin oft manchen Europäer: daher werden viele von ihnen in den öffentlichen Kammern der oſtindiſchen Compagnie, wie auch in den Comptoirs der Kaufleute als Schreiber, Rechnungsführer und Copiſten gebraucht.

Die Schreiber der Handelsleute und anderer Geſchäftsmänner, welche ſich auf den Olles alles in ihrer Landesſprache notiren, und nachher ins Engliſche übertragen, heißen Cannacopule. (Siehe Tab. VII. Fig. 15.) Zum Bewundern iſt die Fertigkeit und beſtimmte Kürze, mit welcher ſie die notirten Sachen und Rechnungen in engliſcher Sprache einem andern in die Feder dictiren, oder ſelbſt zu Papier bringen. Unter den Dübaſchis, Commiſſionairs und Comparadors *) finden ſich

*) Dieſes Wort iſt urſprünglich Portugieſiſch, und bedeutet einen Proviant-Meiſter. Dieſer beſorgt die Anſchaffung der Lebensmittel,

Männer, die nicht allein von der engliſchen, ſondern auch von mehreren Sprachen, als der portugieſiſchen, mooriſchen und perſiſchen ꝛc. Kenntniſſe haben.

So ſehr die Hindoos für die Ausbildung ihrer Knaben Sorge tragen, ſo ſind die Frauenzimmer jedoch von allem Unterricht gänzlich ausgeſchloſſen. Leſen und Schreiben erlernen ſie nie; geſchieht es, ſo werden ſie von den Vätern unterrichtet, welches jedoch ein ſeltnes Beyſpiel iſt. Das einzige, das ihnen gewöhnlich ihre Mütter lehren, iſt ihre Göttergeſchichte und die damit verbundenen Geſetze und Gebräuche.

Die Schulen der Mohammedaner ſind von denen der Hindoos ſehr verſchieden, und werden in den Wohnungen der Schulmeiſter gehalten. Beym Leſen ſitzen die Knaben mit untergeſchlagenen Beinen, entweder auf einer Bank, oder auf dem Boden, und bewegen ſich dabey mit dem Oberleibe gegen die Schrift, wie dieß auch die Juden thun. Sie ſchreiben nicht auf Olles, ſondern mit einer Feder von Schilf, oder anderm Rohr auf Papier. Dieſes Papier, welches mehrentheils in China verfertigt wird, iſt nicht von der Güte, wie das europäiſche. Es hat einen ſtarken Glanz, iſt ſehr dünn, und reißt daher leicht entzwey.

Der Koran iſt die allgemeine Lectüre der mohammedaniſchen Jugend; einigen wird auch Unterricht in der perſiſchen Sprache gegeben. Der vornehmern Jugend hält man Hauslehrer, von denen ſie in den dort üblichen Wiſſenſchaften und Sprachen unterrichtet wird. Tippoo-Saib ſoll, außer meh-

Getränke, und anderer Artikel, die zur Haushaltung erforderlich ſind, und berechnet ſich mit ſeiner Herrſchaft wöchentlich oder monatlich.

rern orientaliſchen Sprachen, auch die franzöſiſche und engliſche verſtehn. Bey der Eroberung ſeiner Reſidenz, Seringapatnam, haben die Engländer eine anſehnliche Bibliothek vorgefunden, die aus europäiſchen und morgenländiſchen Werken aller Art beſtehen ſoll.

Die Söhne und Enkel des Nabobs werden in mehreren Sprachen, in Geſchichte und Geographie unterrichtet.

Als ich in eine Schule trat, wo die Jugend Unterricht in der engliſchen Sprache erhielt, kam der Lehrer, ein junger Bramine, zu mir, und zeigte mir die Schreibbücher ſeiner Lehrlinge. Da ich ihm meine Zufriedenheit über den Fleiß der Schüler, beſonders aber über die Schönheit ſeiner Hand zu erkennen gab, bat er mich inſtändigſt, ihn öfterer zu beſuchen, und ihn auf die Sprachfehler aufmerkſam zu machen; indem er bemerkt hatte, daß mir ſolche hie und da bey der Unterſuchung der Schreibbücher aufgefallen waren. Ich dankte ihm für ſein Zutrauen, erklärte ihm aber, daß ich nur wenig Anſprüche darauf haben könnte, da ich kein Engländer ſey, und ſelbſt die Sprache nicht gründlich verſtände.

Eilfter Brief.

Madras den 10ten Februar 1788.

Die Töchter des Hindoos werden ſchon in zarter Kindheit verlobt. Ihre Aeltern berathſchlagen ſich mit einem oder mehrern Braminen über das künftige Loos ihrer Töchter, ein Loos, das ſie nicht einmal ſelbſt zu ziehen die Freyheit haben. Iſt der Schluß der Berathſchlagung gefaßt, ſo wird der Bräutigam gleich zu der Wohnung der Braut in einem Palankin geführt, die Braut ſetzt ſich zu dem Erwählten ein, oder dieſer ſitzt zu Pferde und jene in einem bedeckten Dooly — und nun geht das Paar in feyerlicher Proceſſion mit der dabey üblichen Muſik zu dem Hauſe der Aeltern des Bräutigams. (S. die Abbildung unter den Proſpecten No. 13.) Hier ſchreiben die Braminen im Beyſeyn beider Aeltern die Einwilligung derſelben zu dem Bündniß förmlich nieder, die Verſammlung hält eine Mahlzeit, koſtbar oder einfach, wie es das Vermögen der Aeltern erlaubt: damit iſt die Verlobungs-Ceremonie geendiget, und die Braut wird zu ihrer Wohnung wieder zurück geführt, wo ſie bleibt, bis ſie ihr mannbares Alter erreicht hat, welches oft ſchon im *zehnten* Jahre der Fall iſt. Dann wird die eigentliche Hochzeit gehalten, zu deren Vollziehung der unverletzt jungfräuliche Zuſtand des Mädchens durchaus nothwendig iſt.

Dieſes Erforderniß iſt die Urſache, warum die Ehen ſo

früh geſchloſſen werden. Außer dieſem Schatz bringt ſie dem Gatten keine Gabe; in Unſchuld, Kleidung und Schmuck beſteht ihre ganze Ausſteuer. Die Koſten der Hochzeit trägt der Vater des Bräutigams. Sie ſind oft ſehr beträchtlich, weil alle Anverwandte, mehrere Freunde und die Braminen dazu eingeladen, auch die letzten dabey reichlich beſchenkt werden müſſen —— Ein Bramine überreicht dem Bräutigam eine goldne Medaille — den Taly — worauf der Polear, Gott der Ehen, abgebildet iſt. Der Bräutigam hängt dieß Bild ihres Beſchützers der Braut als Mahlſchatz um den Hals. Die Verſammlung betet, und auf dieſe Weiſe iſt mit einigen religiöſen Ceremonien der Trauungsact vollbracht.

Die Ehen ſind bis in den dritten Grad der Blutsfreundſchaft erlaubt. Nur eine Gattin wird als rechtmäßig anerkannt; deſſen ungeachtet haben die Reichen und Vornehmen mehrere Kebsweiber, deren Kinder nicht gleichen Antheil mit den Kindern aus der rechtmäßigen Ehe an dem Nachlaß ihres Vaters haben. —

Eine ſchwangere Frau wird nicht allein von der Familie, ſondern von jedermann mit Achtung und mit einer rührenden Sorgfalt behandelt. Alles, was ihr gefährlich werden kann, wird entfernt, alles was ihr Wohlſeyn befördern kann, herbey geſchafft. So ſehr dieſes Betragen das menſchliche Gefühl der Nation zeigt, ſo grauſam iſt die Befugniß, welche ein Mann hat, ſeine Frau zu verſtoßen, wenn ſie ihm keine Nachkommen giebt, und die religiöſen Hülfsmittel, dieſem Mangel abzuhelfen, von keinem Erfolge ſind. —

Wenn eine Frau ihrem Manne zum erſtenmal die Hoffnung

giebt, Vater zu werden, ſo ſtellt er ein Freudenfeſt an, und im ſiebenten Monat opfert die ganze Familie den Göttern. Sobald das Kind geboren iſt, eilt man, dem Vorſteher der Kaſte von ſeiner Erſcheinung Nachricht zu geben. Es wird von der Mutter ſelbſt geſtillt, und oft erſt in dem dritten oder vierten Jahre entwöhnt. Es bleibt bis dahin und gewöhnlich noch ein Jahr länger ohne Kleidung; ſind ſeine Aeltern nicht vornehm, oder nicht reich, ſo geht es noch länger nackt.

Nach der Niederkunft muß die Mutter ſich zehn bis funfzehn Tage durch Bäder reinigen, welches auch alle Monate geſchehen muß. Nun erſcheint ſie, von ihren Hausgenoſſen umgeben, ſauber gekleidet, das Kind auf ihrem Arme, vor dem Braminen, der dem Kinde den Namen irgend eines Götzen giebt, wobey wieder ein kleines Feſt gefeyert wird. —

Die Töchter der Vornehmen werden der größten Trägheit überlaſſen, erfahren nichts von der Welt, und werden in nichts als in der Geſchichte ihrer Götter unterrichtet. Als Weiber leben ſie in dem vollkommenſten Müßiggange; ihre Beſchäftigung iſt bloß der Putz, den doch niemand bewundern kann, noch mag, außer die Hausgenoſſen, Freundinnen und Verwandten, die ſie beſuchen. Nützlicher ſind die Frauen der geringeren Klaſſen, die ſich des Hausweſens und der Küche annehmen müſſen. Die Weiber der Pariars, Banianen, Comitys und Chattys, nehmen zuweilen Theil an den Geſchäften ihrer Männer, und lernen dadurch etwas mehr von der Welt. Da nun aber die Weiber der Vornehmern nichts ſind, als verzärtelte, ſchwächliche, geputzte Müßiggängerinnen, ſo darf

man ſich auch nicht wundern, wenn ſie von den Männern bloß als Gegenſtände ihrer Sinnlichkeit geachtet werden. Und ſo iſt es auch! Zärtlichkeit, Freundſchaft, gegenſeitige Zuneigung unter Ehegatten habe ich nie gefunden. Der Mann ſieht ſein Weib gar oft den ganzen Tag nicht, und ſelten ſpricht er mit ihr. — —

Die Frauenzimmer der Hindoos ſind kleiner als die Europäiſchen, doch ſind ſie ſchön gebildet. Sie haben feine Geſichtszüge, langes ſchwarzes Haar, einen ſchlanken Wuchs, Augen voller Ausdruck, einen ſchönen Buſen, und weiſſe Zähne, die ſie aber, leider! durch das viele Kauen des Betels verderben. Ihre Schönheit verblüht eben ſo ſchnell, als ſie ſich entfaltet; im fünf und zwanzigſten Jahre iſt ſie gewöhnlich ſchon ganz dahin. Können ſie vor dem zwölften Jahre, in welchem ſie oft ſchon mannbar ſind, nicht verheirathet werden, ſo erwählen ſie das Loos eines Kebsweibes oder eines Freudenmädchens.

Die Tracht iſt nach dem Coſtüme ihrer Kaſten verſchieden. Die Tanzmädchen kleiden ſich vorzüglich üppig. Die gewöhnliche Kleidung iſt ein farbiges, oder weiſſes langes Stück Zeug, welches ſie über die rechte Schulter tragen und um die Lenden ſchürzen; es verhüllt zuweilen die ganze Geſtalt, um das Frauenzimmer den Blicken der Männer zu entziehen, oder vor den heißen Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Ihr Schmuck iſt ihrem Vermögen gemäß. Die Frau auf Tab. VI. Fig. 16. iſt beſchäftigt, Waſſer zu holen; ſie trägt den Taly an einer ſchönen goldnen Halskette; ihr Haar iſt vorn geſcheitelt, und hinten in einen Wulſt zuſammen gebunden. Sie iſt mit wohlriechenden

Oehlen geſalbt, ihre Haut mit Safran, oder einem andern gelben Pulver, das einen dem Indier lieblichen, dem Europäer widrigen Geruch giebt, geſchminkt; ihre Nägel an Händen und Füßen ſind mit dem Safte eines gewiſſen Krautes roth gefärbt.

Die Weiber der armen Pariars, Schäklers und Totys tragen ein kurzes Gewand von grobem Cattun, welches oft nicht einmal den Obertheil des Leibes bedeckt, und nur eben hinreicht, einmal um die Hüften gewunden zu werden. Ringe von gefärbtem Glaſe ſchmücken ihre Arme und Beine, ähnliche Perlen den Hals. Die Mutter mit dem Kinde auf der nämlichen Tafel, Fig. 17. iſt eine ſolche Frau aus der Kaſte der Pariars. Sie iſt noch reichlich, mehr als gewöhnlich, bedeckt. — Die Frauenzimmer der höheren Kaſten, ſie mögen verheirathet ſeyn oder nicht, gehen nie allein, und ſind vermummt. Gehen ſie einmal unverhüllt, und es begegnet ihnen von ungefähr ein Europäer, ſo fliehen ſie ſchnell in das erſte beſte Haus eines Hindoos. Auf dem Lande iſt dieſe Furcht vor den Europäern noch ſtärker, wo ſie ſich auch auf die männlichen Eingebornen, vornehmlich auf die Braminen, erſtreckt. Ein Europäer vermag bloß durch ſeine Erſcheinung die ganze Gemeinde eines Dorfs in die Flucht zu jagen. Die Urſache dieſer Furcht liegt in der Ungezogenheit betrunkener Soldaten und Matroſen, in der Unbehutſamkeit anderer Fremdlinge, welche die Landesſitte der Hindoos verletzen, und ihre Weiber, ihre Speiſen, ihre Geräthe ꝛc. berühren. —

Der Zeitvertreib der Weiber aus den höheren Kaſten beſteht darin, daß ſie ſich ſalben, waſchen, putzen, Betel kauen, Mährchen erzählen und Patſchy ſpielen. Ein Stück Tuch, in

Form eines Kreuzes, worauf mehrere Felder abgetheilt ſind, wird auf den Boden gelegt; die Spielenden lagern ſich darum her, werfen mit ſieben Muſcheln, und beſetzen die Felder mit hölzernen Knöpfen — darin beſteht das eben genannte Spiel. —

Größer als die Weiber der Hindoos ſind die mooriſchen Weiber; aber ſie blühen und altern eben ſo früh. Ihre Farbe iſt dunkelbraun, einige ſind ganz ſchwarz. Die Haare werden vorn geſcheitelt und hinten in einen Knoten geflochten; ihre weiſſen Zähne werden mit Spießglas ſchwarz gebeizt, um ihre Augen wird ein ſchwarzer Ring gemahlt, die Nägel werden roth gefärbt. Ihre Tracht iſt der Kleidung der Weiber der Hindoos faſt gleich, nur tragen ſie unter ihrem Gewande Pantalons, und verwenden weniger auf ihren Schmuck; Fig. 18. auf Tab. VI. ſtellt eine ſolche Frau dar. Das Geſetz verſtattet auch den mooriſchen Männern nur Eine Gattin, aber dieſes Geſetz wird, wie bey den Hindoos, und noch häufiger, von den Vornehmen überſchritten. Die Nabobs und andere mooriſche Fürſten haben zahlreiche Serails, in welchen oft mehrere hundert Weiber aufbewahrt und durch Verſchnittene bewacht werden. Verlaſſen dieſe Weiber ihren Harem, ſo müſſen ſie ſich verſchleyern. Man ſieht von ihrem Geſicht weiter nichts, als den Schimmer der Augen. Der Schleyer beſteht aus dichtem Cattun, worin für die Augen eine kleine Oeffnung iſt, die jedoch wieder durch ein kleines Netz überdeckt wird. Auch die Weiber der Geringen verhüllen mit ihrem Gewande das Geſicht. Wenn die Vornehmen in Palankins oder Doolins reiſen oder Beſuche abſtatten, ſo wird alles rund umher ſorgfältig zugehangen, und bewaffnete Diener gehen zur Bedeckung mit.

Die Knaben werden nach dem achten Jahre beſchnitten, welches mit vielen Ceremonien durch einen Iman verrichtet wird. Die Tanzmädchen der Mohammedaner werden bey keiner religiöſen Handlung, außer bey Hochzeiten und bey der Beſchneidung gebraucht; ſie ſollen mit den Almen der Aegypter viele Aehnlichkeit haben, und dienen gleich wie dieſe zum Vergnügen.

Zwölfter Brief.

Madras den 7ten May 1788.

Schon bin ich faſt ſechs Jahre hier, und die Zeit iſt mir ſchnell vergangen. Mit dem Klima bin ich ſo ziemlich ausgeſöhnt, und die empfindliche Hitze iſt mir jetzt erträglicher als im Anfange; an den Umgang der Eingebornen, beſonders da ich mich jetzt mit ihnen in ihrer Landesſprache unterhalten kann, bin ich ſo ſehr gewöhnt, daß ich mich dereinſt gewiß ungern von ihnen trennen werde. Wie ganz anders dieſe Menſchen leben, als wir Europäer, ſoll Ihnen mein heutiger Brief erzählen.

Die Wohnungen der Hindoos ſind dem Range, oder dem Vermögen ihrer Beſitzer gemäß eingerichtet; die Häuſer der Vornehmen und Reichen ſind von Backſteinen erbaut, und mit ſchönem weiſſen Chünnam (Muſchelkalk), der ihnen ein Anſehn wie Marmor giebt, übertüncht. Dieſer Kalk wird aus Muſcheln,

welche die See auswirft, gebrannt, geſtoßen, gemahlen, und mit Zuckerwaſſer verſetzt, wodurch er Feſtigkeit und Glanz erhält. Vorn ſind dieſe Wohnungen mit ſchönen Säulengängen umgeben, und in der Mitte des Gebäudes befindet ſich der Hof, um welchen abermals ein Säulengang läuft. Die Schlafzimmer liegen im Quadrat im Unterhauſe um den Hof, wo die Weiber ihren Aufenthalt haben, und wo die Speiſen bereitet werden. Die Häuſer der Vornehmen ſind zwey, auch drey Stockwerk hoch, hier halten ſich die Männer am Tage auf; des Abends genießen ſie der Kühle auf dem platten Dache, ohne die Weiber daran Theil nehmen zu laſſen. Die Wohnungen der Geringern und Unbemitteltern ſind nur von einem Stockwerke, im übrigen aber den vorigen ziemlich gleich, doch ohne Verzierungen und Säulengänge.

Das ſonderbarſte bey dieſer Bauart iſt, daß ſie nur eine enge, niedrige Thür und kleine Oeffnungen nach außen zu haben; alle dieſe gehen auf den Hof; und da dieſer nun rund umher bebauet iſt, ſo gewährt das den Bewohnern den Vortheil, daß die Nachbarn nicht hinein ſpähen, und die Weiber ſehen können.

Auch die Dächer dieſer Häuſer ſind platt, einige aber auch mit Ziegeln oder Palmzweigen bedeckt. Vor den Häuſern läuft eine Bank an der Wand hin, auf welcher die Indier des Abends zu ſitzen pflegen, um mit einander zu ſchwatzen. Die Geringen ſchlafen auf einer Matte, die von Kokus, Schilf oder Palmblättern geflochten iſt, und welche ſie auf den Fußboden ausbreiten. Die Vornehmen aber bedienen ſich eines Ruhebettes, worauf entweder eine Matte oder ein ſchöner Tep-

pich mit Polſtern befindlich iſt. Sobald der Indier des Morgens aufſteht, iſt ſein erſtes Geſchäft ſich zu waſchen, vorzüglich aber, Mund, Zähne und Zunge zu reinigen.

Der Indier hält des Tages zwey Mahlzeiten, nämlich des Morgens und Abends, und übergeht daher die bey uns übliche Mittagszeit ganz, weil zu der Zeit die Hitze am ſtärkſten iſt. Ihre Hauptſpeiſe iſt der Reis, welchen ſie mit Correy oder Pfefferwaſſer vermiſchen. *) Der Correy iſt ein Gericht, das mit Fleiſch, Fiſchen oder Gemüſen gegeſſen und mit ſtarken Gewürzen, als Chily-Pfeffer, ſchwarzem Pfeffer, Nelken, Kobus, Tamarinden ꝛc. vermiſcht, und als eine Art Frikaßee zugerichtet wird. Pfefferwaſſer macht man bloß von Chily-Pfeffer, und feuchtet den Reis damit an. Ein anderes Gericht, welches die mooriſchen Völker dort vorzüglich eſſen, und das auch die Türken kennen, iſt, Pillow, oder in Fett gebratener Reis mit Gewürz und gebratenem Fleiſche, welches letztere auch Kobob genannt wird. Der Correy iſt als ein gewürzhaftes, heißes Gericht dem dortigen Klima ſehr angemeſſen, weil der Körper bey der Hitze ſehr zur Ruhr geneigt iſt. Darum wird es auch den Europäern von den Aerzten ſehr anempfohlen, und die Soldaten müſſen es wenigſtens einen Tag um den andern eſſen. Statt des Fettes bedient man ſich geſchmolzener Buffalo-Butter, welche Ghy genannt wird.

Der Indier hat überhaupt wenig Bedürfniſſe zu ſeinem Lebensunterhalte; der einzige Luxus beſteht bey ihm in Schmuck und Kleidung. Selbſt bey den Aermſten, wenn ſie auch weiter

*) Es iſt bereits angezeigt, welche Kaſten Fleiſch eſſen dürfen.

nichts beſitzen, als ein Stückchen Zeug, ihre Schaamtheile zu bedecken, findet man wenigſtens für einige Gulden Ringe oder andern Schmuck von edlen Metallen. Die Familie ſetzt ſich zum Speiſen auf eine Matte oder einen Teppich, worauf ein großes, rundes, meſſingenes Geſchirr mit den erwähnten Speiſen geſetzt wird. Der Herr des Hauſes, ſo wie überhaupt die Männer, eſſen zuerſt, und die Weiber müſſen ſich mit dem begnügen, was übrig bleibt. Man führt die Speiſen mit der Hand zum Munde, ohne daß die Finger die Lippen berühren; auch muß das ausſchließlich mit der rechten Hand geſchehen, weil die linke, wegen eines gewiſſen Geſchäftes, für unrein gehalten wird. Statt der Teller bedienen ſie ſich der Blätter des Bananas- oder Piſang-Fruchtbaums.

Religionsgebräuche verbieten den verſchiedenen Kaſten mit einander zu eſſen; auch darf niemand, außer Perſonen ihrer Kaſte, ihre Speiſen oder Geſchirre anrühren, weil ſie davon alsdann nichts genießen dürfen. Zu ihrem Wohlleben gehört das Betelkauen und Tobacksrauchen. Die mooriſchen Völker rauchen aus dem Huckah. (Siehe Tab. VI. Fig. 19.)

Der Handel mit Betel iſt ſehr einträglich, weil faſt jeder Indier, Junge und Alte, Vornehme und Geringe, ja ſogar Portugieſen, die ſich hier fortgepflanzt haben, vorzüglich aber alle Weiber ſich deſſelben bedienen.

Die Tobacksblätter werden cylinderförmig aufgerollt, und in Indien Schroot, oder Seruta, in Amerika Zigaro genannt; das ſpitze Ende wird in den Mund genommen, das andere angezündet, und ſo verraucht.

Die Kleidung der Hindoos iſt nach den Kaſten, oder den

Vermögensumſtänden verſchieden, auch werden die Turbane nach dieſer Verſchiedenheit getragen.

Die Dübaſchis, (Siehe Tab. VII. Fig. 20.) ſo wie überhaupt die Vornehmen der Hindoos, tragen ein langes feines Gewand von weiſſem Mouſſelin, mit langen Aermeln, (welches viel Aehnlichkeit mit den jetzigen Modetrachten unſerer Damen hat,) und um daſſelbe einen Gürtel von der Farbe des Turbans. In den Ohren tragen ſie große, runde, goldne Ohrringe mit einem Edelſtein, Pantalons oder ein Stück Zeug um die Hüften, rothe oder gelbe tuchene, auch Marroquin-Pantoffeln. Die Geringern tragen ſtatt des langen Gewandes ein kürzeres, das ohngefähr bis auf die Kniekehle reicht, von Cattun verfertigt iſt, und ſo ziemlich einer Contuſche gleicht. Auch tragen ſie über der Schulter eine Art länglichten Schawl und farbige Pantoffeln, oder Sohlen mit Riemen, womit ſie um den Fuß befeſtigt werden. Die noch Geringeren tragen, außer dem Turban, ein Stück Zeug um die Hüften, oder ein kleines Stück, welches ſo eben die Schaamtheile bedeckt.

Sobald ein Hindoo oder Mohammedaner in ein Haus kommt, zieht er ſeine Pantoffeln aus, weil es für eine Beſchimpfung angeſehen wird, jemanden mit Pantoffeln zu beſuchen. Dieſe Etiquette beobachten ſie auch gegen Europäer.

Die Kleidung der mooriſchen Völker iſt jener beynahe gleich, nur daß die Turbane anders getragen werden; ſtatt der weiſſen Gewänder bedienen ſie ſich oft verſchiedener Farben; im Gürtel führen ſie einen Dolch, und in einem Gehänge einen Säbel.

Die Krankheiten der Indier werden durch äußerliche und innerliche Mittel, durch Beſchwörungen und Sympathien geheilt.

Die Arzneymittel beſtehen aus Dekokten von Kräutern und andern Vegetabilien, und aus Salben. Der Ausſatz Elephantiaſis und die Luſtſeuche findet man hier häufig, ſo wie Leber- und Gallenbeſchwerden. Kolik und Leibſchmerzen heilen ſie dadurch, daß ſie ſich an verſchiedenen Stellen des Unterleibes brennen laſſen; auch werden Kaſtor, Kokus und andere Oehle als Arzeneyen gebraucht. Wenn jemanden ein hitziges Fieber zuſtößt, oder ein Kranker in ein Delirium fällt, ſo glauben ſie, er ſey vom Piſaſchi (d. i. der Teufel) beſeſſen, welcher denn von den Prieſtern, Pandarum und andern Gauklern mit vielen Ceremonien ausgetrieben wird. Die Luſtſeuche heilt man durch äußerliche Mittel, die nachher die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehn. Es giebt unter den Indiern Kakerlaken, deren Haut ins röthliche fällt. Ihre Haare haben eine gelbgrünliche Farbe. Bey einigen verändert aber Krankheit die Farbe der Haut.

Höchſt ſelten nimmt ein Hindoo in der Krankheit ſeine Zuflucht zu einem europäiſchen Arzte, weil er, vermöge ſeiner Religionsgebräuche, nichts genießen darf, was ein anderer, der nicht zu ſeiner Kaſte gehört, angerührt hat. So einfach ihre Mittel und ihre Heilarten ſind, ſo iſt die Sterblichkeit verhältnißmäßig doch nicht ſo ſtark unter ihnen, als man glauben ſollte.

Dreyzehnter Brief.

Madras den 20ſten May 1788.

Der Reis macht bekanntlich die Hauptnahrung der Indier aus, und verſieht hier die Stelle des Brotes. Außer dieſem wird auch Natſchini und Komboo (eine Art Hirſe) und Gram (eine Art Linſen) gebaut, wovon man die erſteren beiden Sorten ißt, den Gram aber zur Fütterung des Viehes, vorzüglich der Pferde, gebraucht.

Der Acker, der durch Ochſen oder Buffalos, die ſie vor hölzerne Pflüge (Siehe Tab. VII. Fig. 21.) ſpannen, bearbeitet wird, iſt faſt durchgehends Marſchland, das aber wegen der großen Dürre oft bewäſſert werden muß.

Der Reis, der vieler Wartung und Mühe bedarf, wird, ſobald er aufgegangen iſt, und einige Zoll Höhe erreicht hat, verpflanzt. Da die Conſumtion dieſes Korns, von welchem der Indier faſt allein leben muß, und wovon noch das Federvieh gefüttert wird, ſo groß iſt, ſo kann man ſich die Menge der Arbeitsleute denken, welche zu deſſen Anbau erfordert werden. Selten wird der Acker gedünget, weil er faſt durchgehends fett genug iſt; braucht man aber Dünger, ſo wird er von dürren Zweigen und Laub gemacht. Der Reis wächſt ſowohl im fetten Erdboden, als auch im dürren, oder Sandlande; nur erfordert letzterer einigen Dünger, den erſterer gar nicht bedarf.

Der Indier erntet zweymal des Jahres, an einigen Orten ſogar dreymal; doch hängt es vom Regenwetter ab, wenn die Ernte gut ausfallen und ergiebig ſeyn ſoll.

Die Reisfelder ſind von Waſſerleitungen durchzogen und mit kleinen Schütten verſehen, um das Waſſer auf die Felder ab und zu leiten zu können. Sobald der Reis verpflanzt iſt, muß er, um zu gerathen, bis zu einer gewiſſen Zeit vor der Reife immer einige Zoll hoch im Waſſer ſtehen, welches durch Bäche, Teiche, Quellen oder Brunnen dahin geleitet wird. Dieſe müh- ſame Arbeit geſchieht auf verſchiedene Arten, wovon die leich- teſte die Leitung des Waſſers aus Flüſſen oder Bächen iſt; deſto ſchwerer wird ſie aus andern Waſſerbehältern, wozu man ſich vorzüglich der ſogenannten Pikottis, (Siehe Tab. VIII. Fig. 22.) einer Art von Schwengel, an deſſen Stange ein Eimer hängt, bedient. Ein Mann tritt oben mit den Füßen dieſe Schwen- gel, damit der Eimer ſich ins Waſſer herunter ſenke. Dann tritt er auf die andere Seite, indem er ſich an einer Stange hält, worauf der Eimer in die Höhe fährt. Unten ſteht ein Mann, der den Eimer ausſchüttet. Beide ſingen dazu, um die Sache tact- und ebenmäßig zu verrichten, und dieß geht mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von ſtatten.

Wo keine Pikottis angebracht ſind, wird das Waſſer durch zwey Menſchen, die einen dicht geflochtenen Korb an zwey Leinen halten, heraus geſchöpft.

Sobald der Reis ſeine Reife erlangt hat, wird er abge- ſchnitten, eingefahren, getrocknet, und unter freyem Himmel auf einem harten, ebenen Lehmboden, im Kreiſe umher gelegt, und von Ochſen oder Buffalos ausgetreten. Das Korn wird

hierauf gereinigt und in Säcken zum Gebrauch aufbewahrt. Der Reis hat aber eine Hülſe, die, ehe er genoſſen werden kann, abgelöſt werden muß: und dieſes thun ſie, indem ſie ihn in einem hölzernen Mörſer ſtoßen. (Siehe Tab. VIII. Fig. 23.) Derjenige Reis, von welchem man die Hülſe nicht abſondern will, iſt das kleinſte Korn, Paddy, und wird zum Futter für das Federvieh gebraucht.

Der Gram, eine Art Linſen, muß, ehe er verfüttert wird, gekocht werden. Die Pferde bekommen ihn hier ſtatt des Hafers, zwey bis drey Portionen des Tages, die man ihnen in einem Beutel vorhängt.

Heu kennt man hier nicht, das Hornvieh wird zum Weiden ausgetrieben, Pferde aber mit Gras gefüttert, welches von Leuten (Pillookara), die beſonders dazu gehalten werden, geſchnitten, oder vielmehr ausgehackt wird. Ein Pferd erfordert einen eigenen Wärter (Kudrekara), der ſich mit Wartung mehrerer Pferde nie abgiebt; es muß alſo bey jedem Pferde ein beſonderer Pferdewärter und Grasſchneider gehalten werden, welches die Unterhaltung der Pferde ſehr koſtbar macht. Die Grasſchneider ſind oft die Frauen der Pferdewärter, ſie müſſen ſo viel Gras bringen, wie ein Pferd in vier und zwanzig Stunden verzehren kann.

Zur Erhaltung dieſer Thiere wird erfordert, daß ihnen alle acht oder zwölf Wochen eine Medicin (Maßaal) von Gewürz und Saffran gereicht wird, wodurch Koliken und andere Krankheiten verhütet werden. Magere Pferde werden durch abgekochte Schafsköpfe — wovon ein Teig gemacht und ihnen in dicken Pillen gereicht wird — wiederum fett gemacht.

Elephanten und Kameele werden mit Gram und Reis gefüttert, außerdem erhalten ſie Laub und Baumzweige zu ihrer Nahrung.

Die Gärten der Indier haben wenig Künſtliches; die Befriedigungen derſelben beſtehen aus hohen Hecken von allerley Geſträuch, worunter die Milkhedge — ein Geſträuch ohne Blätter, deſſen dicht in einander geflochtene Stengel eine weiſſe Milch enthalten, und das von keinem Vieh gefreſſen wird, weil es Gift enthält — die beſten ſind. Von den Gemüſen ſind die Ignamen, eine Art länglichter, wäſſerichter Kartoffeln, Jamwurzeln und andere Kohlarten, die von den Eingebornen zu ihrem Correy gegeſſen werden. Auch ziehen ſie Mohn, Betel, Ingwer, Pfeffer und andere Specereyen.

Der Kokusbaum wird am häufigſten gezogen, und iſt für die Indier am einträglichſten. Dieſer nützliche Baum iſt oft die ganze Haabe eines Indiers. Er erreicht eine Höhe von ſechzig bis achtzig Fuß, ſeine Zweige formiren oben eine Blätterkrone; ſoll der Baum nicht zu ſtark, oder gar nicht tragen — denn es iſt ihm ſchädlich, wenn er zu viele Früchte hat — ſo wird die Blüthe, die an einem langen Stiel hervor ſchießt, mit Baſt zuſammen gebunden, die Spitzen abgeſchnitten, und ein Topf daran gehängt. (Siehe die Figur im Vordergrunde linker Hand, Proſpect No. 7.) Es läuft ein weißlicher Saft aus ſelbigem — Taddy — der Morgens und Abends geſammlet wird. Dieſer Taddy iſt von ſüßſäuerlichem Geſchmack; man trinkt ihn dort vorzüglich des Morgens vor Sonnenaufgang, weil er leicht in Säure übergeht.

Die Indier machen aus ſelbigem Eſſig und Zucker (Jag-

garee). Sobald die Blüthe keinen Saft mehr geben ſoll — wovon ſie des Tages zwey bis drey Quartier erhalten — wird ſie mit Lehm verpicht. Die Nüſſe hängen gleich einer Traube an den Blüthenſtielen von zehn bis zwanzig Stück herab, wovon jede drey bis vier Pfund wiegt; ſie haben eine olivenfarbige faſige Oberſchaale, die eine dreyeckige Form hat. Der Saft dieſer Nuß iſt, ehe ſie zur Reife gelangt, äußerſt ſchmackhaft, und vorzüglich des Morgens ſehr erfriſchend. An der inneren Schaale ſetzt ſich ein weißlicher Schleim, der nachher zum Nußkern wird; aus ſelbigem wird demnächſt Oehl gepreßt, den die Indier zum Brennen, und noch als Medicament gebrauchen. Die dortigen Engländer machen aus einer Miſchung Taddy, etwas Porterbier, Zucker und Waſſer ein Getränk (Country Beer), welches ſehr ſchmackhaft und durſtſtillend iſt, aber ſich nicht lange hält. Die Blattſtiele ſind zwölf bis ſechzehn Fuß lang, und werden zu Deckung der Pariar-Hütten, Viehſtälle und anderer kleinen Cabanen, auch zu Befriedigungen als Zaunwerk, oder zum Brennen und zu Kehrbeſen gebraucht. Der Palmbaum — die Weinpalme — wird nicht ſo hoch, wie der Kokus; ſeine Zweige haben die Geſtalt eines Fächers, die Anfangs, wenn ſie hervor ſchießen, zuſammen liegen, nachmals aber wie ein ausgebreiteter Fächer ausſehen; ſie haben zwiſchen ſiebenzig und achtzig Blätter. Der Saft — Palmwein — brauſt wie Champagner, und iſt ſehr ſchmackhaft, er wird wie der Kokusſaft gebraucht.

Die Nüſſe finden wenigen Beyfall, und haben wenig Nutzen. Aus den Blättern werden die Olles — worauf die Indier ſchreiben — Sonnenſchirme, Körbe, Säcke, Matten ꝛc. verfertigt.

Aus dem Baſt, welchen die Natur erzeugt, die Zweige an dem Stamm feſt zu halten, werden Seile und Schiffstauwerke gemacht. Zu Ankertauen ſoll es vorzüglich gut ſeyn, indem es der Näſſe und Fäulniß beſſer widerſteht, wie das von Hanf. Der Stamm, welcher faſerig, mithin zum Verbrauchen untauglich iſt, dient zu Pfählen und Balken bey Gebäuden oder zu Befriedigungen.

Der Plantin, Bananas- oder Piſangbaum, gehört nicht unter die holzartigen Fruchtbäume, ſondern eigentlich unter die Stauden-Gewächſe; er erreicht eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß, hat ſchöne große Blätter, und eine wohlſchmekkende Frucht, welche die Form einer Gurke und eine gelbe Haut hat, ſie hat an Geſchmack einige Aehnlichkeit mit der Feige, nur daß ſie mehliger iſt. Der Baum ſteht und trägt nur ein Jahr; die Ableger werden zum nächſten Jahre verpflanzt. Die Indier zieren ihre Tempel oder Ehrenpforten damit an den Feſttagen bey Proceſſionen; die Frucht wird auch mit Butter gebraten gegeſſen.

Zu den vorzüglichſten Früchten gehören die Ananas, Mangos, Kuſtard-Aepfel, Guaves, Roſen-Aepfel, Granat-Aepfel — Orangen, Zitronen oder Limonen, Pomkin ꝛc.

Die Ananas, die wir in Europa künſtlich bauen und ſorgfältig pflegen, bedarf hier keiner beſondern Wartung, weil Indien ihr eigentliches Vaterland iſt.

Die Mango iſt von der Größe einer anſehnlichen Pfirſche, ihre Haut olivenfarbig, das Fleiſch faſerig und gelb, ſehr ſaftig, aber etwas harzartig. In dem großen ebenfalls faſerigen Kerne befindet ſich oft ein Inſect, das einer Fliege ähnlich iſt; es frißt ſich, wenn es ſeine Vollkommenheit erreicht hat, durch

den Kern und die Frucht durch, und ſucht das Freye. Vermuthlich legt dieſes Inſect ſeine Eyer in die Blume, aus welcher das Thierchen ſich entwickelt, und in dem Kerne ſeine Vollkommenheit erreicht. Uebrigens ſchadet es der Frucht keinesweges; nur muß man die Stelle, wo ſich ſolches durchgefreſſen hat, ausſchneiden.

Der Kuſtard-Apfel hat eine weiche Schaale von rothgrünlicher Farbe, iſt etwas größer als die Mango, von mehligem aber angenehmen Geſchmacke, und hat inwendig mehrere ſchwarze Kerne von der Größe einer kleinen Bohne.

Der Guava iſt von der Größe eines kleinen Borsdorferapfels, hat eine grüne, weiche Schaale, röthliches Fleiſch, mit kleinen weiſſen Kernen vermiſcht, und kommt im Geſchmacke unſerer Erdbeere nahe. Der Roſen-Apfel hat viele Aehnlichkeit mit der Guava, nur iſt er im Geſchmacke darin verſchieden, daß er wie Roſen ſchmeckt und riecht.

Der Granat-Apfel hat eine harte grüne Schaale und die Größe der Mango. Wenn er ſeine Reife erlangt, berſtet die Schaale von einander; inwendig ſind die Kerne mit einem zarten, rothen Fleiſch umgeben, welches einen weinſäuerlichen Geſchmack hat.

Der Pomkin oder Pumpkin iſt eine Art Kürbis, deſſen Fleiſch oft gedämpft gekocht, oder in einer Torte gebacken wird.

Der Banian-Baum, der unter die Wurzelbäume gehört, hat einen Stamm, der einer Wulſt in einander geflochtener Reben gleicht. (Siehe die Stämme auf dem Proſpect No. 8.) Er erreicht eine Höhe von zwölf bis achtzehn Fuß, ehe er Zweige treibt, die dann ſich rings umher ausbreiten, und, wie der alte

Stamm, wieder kleine Aeſte erzeugen, die in Form einer Geißel ſenkrecht zur Erde ſchlagen und einen neuen Stamm bilden, welcher wieder neue Aeſte bekömmt. Man trifft ihn bey den Pagoden, Choultrys, und an den Heerſtraßen an; bey Kuddalore habe ich ſelbſt einen ſehr großen Banian geſehn, der einen ſolchen Umfang von Aeſten hatte, daß zwey tauſend Menſchen ſich hinlänglich unter ſeinem Schatten lagern konnten. Ives beſchreibt dieſen Baum in ſeinen Reiſen durch Indien.

Der Tamarinden-Baum hat gewöhnlich die Höhe eines unſerer Wallnuß-Bäume; die Frucht befindet ſich in einer ſechs Zoll langen Schote, worin man drey bis vier braune Bohnen, welche der Saame ſind, findet, und um welche ein braunes Mark liegt, das, mit Zucker eingemacht, ſehr wohlſchmeckend iſt; die Indier gebrauchen ſie an ihren Speiſen und auch als eine Arzeney, in welcher letztern Eigenſchaft ſie auch bey uns bekannt ſind.

Der Tick-Baum hat mit unſerer Eiche viel Aehnlichkeit, wächſt zu einer beträchtlichen Größe und Stärke, und wird zu Meublen, Gebäuden und dem Schiffsbaue gebraucht.

Der Bambus gehört unter die Geſträuche, iſt aber in jenen Welttheile von vielem Nutzen; er hat mit unſerm Ahorn darin einige Aehnlichkeit, daß er inwendig hohl iſt, und abgetheilte Schüſſe hat; er wächſt aber ſchlank in die Höhe, wird ſehr hoch, und hat Stacheln und ſehr zähes faſeriges Holz.

Zuckerrohr wird zwar in Oſtindien gezogen, es liefert aber nur groben, ſogenannten Streuzucker, welcher nicht von der Güte iſt, wie der weſtindiſche oder chineſiſche.

Aus Blumen machen die Indier ſich wenig, und gebrauchen

ſie nur, um wohlriechende Oehle und Eſſenzen daraus zu verfertigen, oder bey Feſttagen und Hochzeiten zu Guirlanden, Kränzen und Bouquets. Ihre Lieblingsblume iſt die Lotus.

Vierzehnter Brief.

Madras den 25ſten May 1788.

Der Elephant, welcher in der ſüdlichen Gegend der Halbinſel, beſonders im Gebiete Madura zu Hauſe iſt, iſt ein nützliches Laſtthier der Indier, und zu bekannt, als daß er einer weitern Beſchreibung bedürfte. Eben ſo das Kameel.

Unter die vierfüßigen Raubthiere gehören der königliche Tiger, der Panther, der Leopard, die Hyäne, der Bär, der Fuchs und der Jackal. Letzterer ſcheint eine Abart des Fuchſes zu ſeyn, nur daß ſeine Lunte nicht ſo lang und dick iſt; auch hat er graugelbes Haar, und iſt größer als der eigentliche Fuchs. Dieſe Thiere ziehen haufenweiſe hinter den Armeen und Karavanen her, und nähren ſich von Leichen, die ſie aus den Grüften wieder heraus kratzen; des Nachts machen ſie ein fürchterliches Geheul. Antelopen, wilde Schweine, Haſen und Kaninchen, giebt es dort in Menge. Das Affengeſchlecht iſt hier zu Hauſe. Es giebt eine Menge großer und kleiner Affen, Orang-Outang, Gibbon, Capuciner-Affe, Mokock, und kleine gemeine oder türkiſche Affen.

Obgleich die Hunde wegen des heiſſen Klimas hier oft toll, und deßwegen häufig todt geſchlagen werden, ſo vermehren ſie ſich dennoch außerordentlich. Ochſen, Kühe, Buffalos (Siehe Tab. IX. Fig. 24.), Schaafe und Ziegen giebt es hier in großer Menge. Die einheimiſchen Pferde der Koromandel-Küſte ſind ſehr klein und von keiner edlen Race, daher ſie unter der Benennung Pariar-Pferde bekannt ſind. Stutereyen giebt es zu Hydrabat in Myſore, und Lahor im Lande der Maratten. Obgleich Pferde von Race daſelbſt theuer ſind, ſo kann man ſie doch von allen aſiatiſchen Racen haben. Vorzüglichen Beyfall finden die der Küſte Sumatra, von Pagu, Atſchin und Manhilla, wegen ihrer Dauer und ihrer Schnelligkeit. Uebrigens ſind ſie klein, und haben einige Aehnlichkeit mit den Norbacker Pferden. Schwarze ſind hier eine Seltenheit, die mehrſten ſind Schimmel, Gelbe, Braune und Schecken.

Der große Geyer (Siehe Tab. IX. Fig. 25.), der rothe und braune Adler, der Sperber und Rabe gehören zu den geflügelten Raubthieren. Sumpfvögel kommen gegen die Zeit der Monſoon, und bleiben bis Februar. Rebhühner, wilde Tauben, Haſelhühner und Floyerkings *) (eine Art Zwergtrappen) giebt es hier in großer Menge, ſo wie Sperlinge, große und kleine Papageyen, Staare und Singvögel aller Art, wovon der Baya oder Schneidervogel einer Erwähnung verdient. Dieſer kleine Vogel, welcher ein ſehr künſtlich hangendes Neſt bauet, iſt von der Größe eines Sperlinges, mit braungelben Federn,

*) Ein Engländer, Mr. Floyer, der dieſen in Europa unbekannten Vogel zuerſt in Indien geſchoſſen hatte, war die Urſache, daß man ihn nach ſeinem Namen Floyerking nannte.

gelblichem Kopfe und Füßen, hellfarbiger Bruſt, und dickem Schnabel. Er iſt in Indien ſehr gemein, außerordentlich gelehrig, treu und klug, und verläßt niemals freywillig den Ort, wo er ſeine Jungen ausbrütet. Er bauet ſein Neſt gewöhnlich auf den höchſten Baum, den er finden kann; er wählt dazu vorzüglich die Kokuspalme, oder indiſche Feige, und zieht diejenigen beſonders vor, welche über einen Teich, Bach oder Fluß hängen. Sein Neſt iſt von trocknem Graſe, welches er ſehr dicht in einander zu weben verſteht, und giebt ihm die Form einer länglichten Flaſche. Es hängt an den äußerſten Enden der Zweige, und wird vom leichteſten Winde hin und her bewegt. Ein ſolches Neſt hängt über den großen Geyer auf Tab. IX. Fig. 25. Die Oeffnung geht von unten hinauf, damit die Raubvögel nicht dazu gelangen können; es beſteht aus zwey bis drey Abtheilungen. Des Nachts findet man dieſe Neſter erleuchtet, denn der Vogel trägt bey Tage Inſecten in ſein Neſt, worunter der Feuerwurm iſt, (der bey uns ſo bekannte Johanniswurm) welcher bey Nacht einen Glanz von ſich giebt. Da nun oft ein Baum mit zwanzig bis dreyßig ſolchen Neſtern behangen iſt, ſo macht dieß eine ſehr ſchöne Wirkung. Er iſt leicht zahm zu machen, und erlernt allerhand Kunſtſtücke, vorzüglich das Apportiren eines Stückes Papier oder Zeuges aus der Luft.

Unter den Nachtvögeln iſt der fliegende Fuchs — Maky — (eine große Fledermaus) bemerkenswerth. (Siehe Tab. IX. Fig. 26. a) Sein haariger Körper iſt etwa zwölf bis vierzehn Zoll lang; ſein Kopf, ſeine Ohren und ſein Gebiß, ſo wie die Farbe der Haare, gleichen völlig denen eines Fuchſes; ſeine

Flügel meſſen von einer Seite zur andern fünf bis ſechs Schuh. An den Füßen hat er große, hornartige Haken, womit er ſich an die Bäume anhängt; des Nachts geht er auf ſeine Beute aus.

Unter dem Geflügel giebt es ferner wilde und zahme Gänſe und Enten, Truthühner, auch gemeine Hühner und Hähne, Faſanen u. dergl.

Von den verſchiedenen Schlangen, die man hier ſiehet, iſt eine der ſonderbarſten, deren Namen ich leider vergeſſen habe, die, wovon die Indier behaupten, daß ſie alle drey Monate mit Kopf und Schwanze wechſelt. Sie iſt ohngefähr anderthalb Fuß lang, ziemlich dick, und am Schwanze kurz abgerundet, an welchem man einige Puncte und Striche bemerkt, die wie Augen, Naſenlöcher und Maul ausſehen.

Die Augenſchlange, welche die Engländer dort Coach whip snake, Peitſchenſchweppe-Schlange nennen, iſt etwa drey bis vier Fuß lang, außerordentlich dünn, von grasgrüner Farbe, unter dem Bauche aber weiß. Dieſe hängen zuweilen mit dem Schwanze an den Zweigen der Bäume, vorzüglich des Tamarinden-Baumes, daß man ſie alſo wegen der blätterähnlichen Farbe nicht leicht gewahr wird, und ſchießen auf dasjenige gern herab, was einen Glanz hat, als auf Schuhſchnallen, Knöpfe und Augen, daher ſie auch von den letzteren ihre Benennung, Augenſchlangen, haben ſollen. Ihr Biß iſt tödtlich, wenn keine ſchleunige Hülfe vorhanden iſt.

Die Ohrenſchlange iſt von der Größe und Dicke eines Regenwurms, von dunkelgrauer Farbe, und hält ſich in alten Mauern und Gebäuden auf. Ihr Biß iſt augenblicklicher Tod. Sie ſollen beſonders gern in die Ohren der Menſchen, wenn ſie

Bayeriſche Staatsbibliothek München

ſchlafen, kriechen, und daſelbſt ihren Biß anbringen. Zu Madras wurde einſt ein eingeborner Sepoy-Officier des Morgens todt auf ſeinem Lager gefunden, und in einem ſeiner Ohren zeigte ſich eine von dieſen erwähnten Schlangen.

Außer dieſen giftigen Thieren giebt es große ſchwarze und kleine braune Scorpione, welche die herumziehenden Fakire für Geld ſehen laſſen oder verkaufen. Auch finden ſich Taranteln, Tauſendfuß *) und anderes Ungeziefer.

Der Erzfeind der Schlangen iſt der Mongoos (Mangus, Ichneumon oder Pharaons-Ratte); dieß iſt ein kleines, graues Wieſelchen, das ſich ſehr leicht zahm machen läßt und oft von Europäern zum Vergnügen gehalten wird. Sobald dieſes Thier eine Schlange wittert, wird es unruhig und ſucht den Feind auf. Beide kommen bald mit einander zum Streit, und der Mongoos iſt faſt immer Sieger. Sobald er ſeinen Feind erlegt hat, ſucht er ſich ein gewiſſes Kraut, wovon er frißt, und ſich erbricht. Dieß ſoll ein Mittel gegen das Gift ſeyn, welches der Mangus während des Kampfes von der Schlange empfangen hat. Ich habe einen ſolchen Kampf mehrere Male ſelbſt mit angeſehn.

Die Palm-Ratze (ein kleines graues Eichhörnchen) iſt hier ſehr häufig, und hält ſich vorzüglich auf Dächern und Bäumen auf.

Die Spitzmaus hat einen Biſam-Geruch, der oft Lebensmittel, Wein und andere Sachen verdirbt, ſobald nur eine ſolche Maus darüber hinläuft.

Die Bandikuts, eine Art überaus großer Ratten, die bey-

*) Millipedes. Onisci — Lin. —

nahe die Größe eines jungen Spanferkels haben, ſind in den Wohnungen ſehr unangenehme Gäſte. Die Pariars eſſen ſolche als eine große Delicateſſe in ihren Correys.

Es giebt hier zwar Schweine; allein da die Indier, die Pariars ausgenommen, nicht davon eſſen, und dieſe Thiere ſich vorzüglich von unreinem Futter nähren, ſo werden ſie auch ſelbſt von den Europäern wenig geſucht.

Die Guanas oder Liquan ſind eine Art großer Eydexen, die von den hieſigen Aerzten bey geſchwächten Kranken ſehr zur Stärkung empfohlen werden. Man kocht eine Suppe davon, die einer Hühnerſuppe gleicht, und ſehr ſchmackhaft und ſtärkend iſt. Auch iſt das Chamäleon hier zu Hauſe.

Ameiſen giebt es hier verſchiedener Art, als 1) die großen ſchwarzen, die auch geflügelt erſcheinen, und von den Indiern gebraten, und als große Leckerbiſſen gegeſſen werden. 2) Die kleinen braunen, oder die gemeine Ameiſe. 3) Die Termiten, oder weiſſen Ameiſen, welche die gefährlichſten ſind, ſich durch Holz und andere Sachen freſſen, und oft Papiere, Bücher, Wäſche u. dergl. verderben. Sie haben in den Gehölzen und andern Gegenden auf freyem Felde ihre Gebäude, welche in großen Hügeln, die ſie pyramidenförmig von der Erde aufwerfen, beſtehen. In dieſen Hügeln haben ſie ihre Wohnungen und Magazine, und ihre innere Bauart iſt ſo ziemlich mit der der Bienen zu vergleichen. Sie ſollen unter ſich jede beſonders ihre Beſchäftigungen haben. Der eine Theil ſorgt für den Bau ihrer Wohnungen und Magazine, ein anderer holt Lebensmittel herbey, und noch ein anderer vertheidiget die Wohnungen gegen ihre Feinde.

Die Muskitos, eine Art von Mücken, ſind vorzüglich des Nachts äußerſt beſchwerlich. Ihr Stich verurſacht nicht allein ein heftiges Jucken, ſondern hinterläßt auch eine ſtarke Geſchwulſt, welche nachgehends ſehr ſchmerzt. Obgleich die Indier ſowohl als die Europäer ſehr auf Reinlichkeit in den Häuſern ſehen, ſo kann man doch hier die gehäſſigen Wanzen nicht los werden, die man faſt in jedem Hauſe findet.

Schmetterlinge giebt es hier von außerordentlicher Größe und Schönheit, ſo wie auch eine unzählige Verſchiedenheit von Käfern.

Hierher gehört ein überaus ſchöner Grashüpfer, deſſen Abbildung ich wegen ſeiner Schönheit mit beygefügt habe auf Tab. IX. Fig. 26. b

---

Funfzehnter Brief.

Madras den 26ſten May 1788.

In meinem frühern Briefe habe ich Sie bereits mit den Producten dieſes Landes bekannt gemacht, welche die vorzügliche Quelle der Wohlhabenheit deſſelben ſind, und wozu noch die Thätigkeit der Einwohner kommt, wodurch Handel, Künſte und Gewerbe betrieben und belebt werden.

Der Indier hat in Anſehung des Handels viel Aehnlichkeit mit unſern Juden, er ſucht ſeinen Vortheil, wo er kann,

mit allen Kunſtgriffen zu erhalten, und ſcheut keine Mühe und Arbeit, wo es ſein Nutzen erheiſcht. Dieſe Thätigkeit, der ewige Sporn des Gewinnſtes erſtreckt ſich auch auf alle Handwerker und Künſtler, daher man unter ihnen lauter wohlhabende Menſchen findet. — Die Baumwolle iſt ein Product, welches einem großen Theile der Einwohner Unterhalt und Nahrung verſchafft. Die mehreſten Cattun-Fabriken trifft man auf der nördlichen Seite der Halbinſel an. Die verfertigten Zeuge werden in Menge im Lande ſelbſt verbraucht, und das Uebrige in alle Theile der Welt verführt.

Der Cattun wird auf eine ſehr einfache Art, und ohne jene Weberſtühle, die hier gar nicht bekannt ſind, verfertiget.

Man ſteckt zwey Stäbe, deren jeder an der Spitze eine Gabel hat, worein ein Queerſtock gelegt wird, in die Erde, und zwar ſo weit von einander, als das Stück breit werden ſoll. Auf der entgegen geſetzten Seite wird, ſo lang das Stück werden ſoll, eben ſo verfahren. Nun zieht man die Fäden zwiſchen dieſen Stäben auf, ungefähr wie unſere Leinweber das Scheeren verrichten. Mit einem dünnen, runden Stock, auf welchem baumwollene Fäden gewickelt ſind, fährt der Arbeiter (wie die Weber mit dem Schiffe und der Spule) durch die geſchorenen Fäden, und webt auf dieſe Art den Cattun. Gewöhnlich geſchieht dieſe Arbeit unter ſchattigen Bäumen, auf einem ebenen und harten Erdboden, der ſehr rein gehalten wird; fällt Regenwetter ein, ſo nimmt man die Stäbe weg, wickelt die Fäden auf und geht damit nach Hauſe, (dieſes geſchieht auch alle Abende, wenn ſie keine Wache dabey laſſen) und ſo wird des andern Morgens die Weberey von neuem aufgeſchlagen. Während der Regen-

zeit verfertigen ſie kleine Stücke, die ſie in ihren Wohnungen, unter den bedeckten Gängen, verfertigen.

Druckereyen giebt es hier gar nicht, und alles Zeug wird mit dem Pinſel gemahlt. Das Bemahlen der Cattune geſchieht vermittelſt eines Pinſels von Bambusrohr, auf deſſen oberer Spitze etwas Baumwolle befeſtiget iſt, die mit Farbe getränkt wird, und ſich in das unterſte Ende des Pinſels zieht, ſobald die Baumwolle etwas gedrückt wird. Zu jeder Farbe werden beſondere Pinſel genommen. Ein zum Mahlen beſtimmtes Stück Zeug wird auf dem Boden (unter freyem Himmel oder im Hauſe) ausgebreitet, die Außenlinie der Muſter mit Schwarz vorgezeichnet, und mit Farben ausgemahlt. Dieſes verſehen oft Kinder von acht bis vierzehn Jahren. Zu Paliakate werden vorzüglich ſchöne, feine Taſchentücher verfertigt. Die nördlichen Zirkars liefern überaus ſchöne Cattune und Mouſſeline.

Seidene und halbſeidene Zeuge erhält man aus Bengalen und China, indem die Küſte Koromandel wenig Seide erzeugt, weil der Anbau der Maulbeerbäume bis jetzt ſehr vernachläſſigt iſt.

Die Kauf- und Handelsleute (Banianen, Comity und Chatty) machen eine eigene Kaſte aus, doch geben ſich Braminen und Indier aus höheren Kaſten ſowohl als Mohammedaner mit dem Handel im Großen, mit Commiſſions- und Speditionsgeſchäften und Lieferungen ab. Einer der wohlhabendſten Pächter zu Madras iſt ein Hindoo, Namens Sunka-Rahma. Er hat für eine gewiſſe Summe alle Abgaben des Betel und Tobacks, der in und um Madras auf den Bazars verkauft wird, von der engliſchen Regierung gepachtet. Er ſpricht und ſchreibt

vollkommen engliſch, hält ſich eine europäiſche Equipage, und giebt in ſeinem Hauſe ſowohl, als wie auf ſeinem Garten Luſtpartien, wo man aufs beſte bewirthet wird. Er ſelbſt genießt nichts, weil das die Religionspflicht ſeiner Kaſte nicht erlaubt. In ſeinem Hauſe hat er ein geräumiges Zimmer, welches nach europäiſcher Art aufs prächtigſte meublirt iſt, und worin er die Beſuche der Europäer annimmt. In ſeinem Schlafgemach hängt ein prächtiges Bett, in Form einer Hangmatte, nach dem Modell des bekannten Doctor Grahams Himmliſchen Bettes gemacht. Auch ſein Gartenhaus iſt mit europäiſchen und chineſiſchen Meublen verſehen. Er iſt ein unterrichteter Mann und ein angenehm unterhaltender Geſellſchafter.

Die Landleute ſetzen ihre Produkte, als Reis, Hirse, Gram, Früchte, Federvieh, Gemüſe, Betel und Toback in den Städten an ihre Unterhändler ab, die ſolche im Kleinen verkaufen.

Die Marktplätze werden Bazar oder Buzar, auch Bozoſtein genannt, wo man alle Bedürfniſſe für Europäer und Indier findet. Zucker, Kaffee, Thee, Seidenzeuge, Porcellan, Glaswaaren ꝛc. ſtehen in den großen Städten auf den chineſiſchen Bazar feil; baumwollene Zeuge aller Art, Mouſſeline, Nankin, Strümpfe ꝛc. ſind in Madras auf dem ſogenannten Diebes-Bazar zu haben, der daher ſeinen Namen hat, weil da oft geſtohlene Sachen verkauft werden. Man kann auch fertige Meublen, als Tiſche, Stühle, Bergeren ꝛc. auf dem Schreiner-Bazar erhalten, oder dort nach ſeinem Geſchmack beſtellen.

Es giebt unter den Indiern verſchiedene, die eigne Schiffe halten, und nach China und andern Theilen Aſiens zur See ſowohl als durch Karavanen zu Lande anſehnliche Geſchäfte

machen. Der innere Handel durch Karavanen wird mit der Tartarey, Perſien, dem mongoliſchen Reiche und andern benachbarten Ländern geführt; Seehandel mit der Küſte von Afrika, China, Ava, Pegu und Siam, mit Sumatra und Java, den Molücken- und philippiniſchen Inſeln.

Die mehrſten Schiffe werden in Bengalen, oder auf der Malabar-Küſte und zu Bombay gebauet. Zu Bombay können große Schiffe gebauet werden. Das Material, das dazu gebraucht wird, iſt Teakholz. Die größten Kauffartheyſchiffe, welche das Eigenthum eines Europäers, Armeniers, oder indiſchen Kaufmanns ſind, werden von Europäern commandirt; die Schiffsmannſchaft aber beſteht aus Indiern (gewöhnlich mooriſchen Völkern), oder Pariars — Choliars. Kleine Fahrzeuge (Donys) werden nur von Choliars bemannt, und ſind bloß Küſtenfahrer. Die Brandung iſt an der Koromandel-Küſte ſo ſtark, daß ſie das Ein- und Ausladen der Waaren außerordentlich erſchwert. Eine gewöhnliche Schaluppe (oder Boot) würde, wenn es ſich durch die Brandung wagte, entweder umgeworfen, oder von den Wellen auf den Strand getrieben und zerſchmettert werden. — Deßwegen haben die Indier eigene dazu eingerichtete Boote — Maßooly (Maßuly), die mit Baſt zuſammen genäht und deren Ritzen mit Strohwiſchen ausgeſtopft ſind, wodurch ſie eine gewiſſe Biegſamkeit und Elaſticität erhalten, die das Zertrümmern derſelben verhindert. (Siehe Tab. VIII. Fig. 27.) Dieſe Boote ziehen zwar viel Waſſer; allein einer der Bootsleute iſt immer mit Ausſchöpfen beſchäftigt, und man hat keine weitere Gefahr dabey, weil auch ſelbſt die Bootsleute ſo geſchickt im Rudern und in der Führung

dieſer Fahrzeuge ſind, daß ſehr ſelten eins umgeworfen wird. Geſchieht es, ſo trägt ſich das immer in der Brandung und ſo nahe am Lande zu, daß keine weitere Gefahr dabey iſt, indem die Bootsleute geſchickte Schwimmer, und gleich bey der Hand ſind, die Hülfloſen bey einem ſolchen Ereigniſſe zu retten. Da man allen Bewegungen, die eine Gleichförmigkeit erfordern, durch den Tact der Muſik zu Hülfe zu kommen ſucht, ſo ſingen die Männer, deren gewöhnlich neun bis zwölfe zu einem Boote gehören, während des Ruderns, ſo daß ſie zwiſchen jeder Stanze das Ruder anſetzen.

Die Katamaran dienen gewöhnlich zum Fiſchfang, oder werden zum Verſchicken an den Küſten, oder für die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe gebraucht. Ein Katamaran iſt eine Art Floß, der aus drey bis vier an einander gebundenen Balken beſteht, auf welchen zwey bis drey Indier — Pariars — ſitzen, und durch die Brandung in die hohe See rudern. (Siehe Tab. X. Fig. 28.) Sie gehen damit vorzüglich zum Fiſchen weit in die See, und wenn ſie manchmal von den ungeſtümen Wellen umgeworfen, oder abgeſpühlt werden, ſchwimmen ſie um das Boot herum, beſſern den etwanigen Schaden aus, ſetzen ſich wieder darauf, und rudern ruhig weiter. Dieſe Leute tragen eine kegelförmige Mütze von Schilf, Kokus- oder Palmblättern, worin ſie die zu beſtellenden Briefe ꝛc. aufbewahren, damit ſie vom Seewaſſer nicht genäßt werden.

Die oſtindiſche Geſellſchaft unterhält zu dem Ein- und Ausladen der Schiffe über hundert dieſer Maßooly-Böte und Katamarans, die unter der Aufſicht des Hafen-Capitains ſtehen, und auch an einzelne Perſonen überlaſſen werden.

Die Zimmerleute, Schreiner und Rademacher haben keine andere Werkzeuge als, Hobel, Meißel, Säge, Windelbohrer, Hammer und Axt; ihre Werkbank iſt die Erde, und ihre Klammern die Füße. (Siehe Tab. X. Fig. 29.)

So einfach ihre Arbeitsmethode zu ſeyn ſcheint, ſo machen ſie doch mit dieſem rohen Handwerkszeuge die ſchönſte Arbeit, ſind äußerſt gelehrig, und faſſen ſehr leicht ein Modell, nach welchem man irgend etwas zu haben wünſcht; auch hat man den Vortheil, daß dieſe Menſchen auf Verlangen ins Haus kommen, und das Verlangte unter eigenen Augen verfertigen.

Der Schmid führt ſein Werkzeug, Schmiede und Eſſe mit ſich, und arbeitet da, wo es verlangt wird. Will man ein Pferd beſchlagen laſſen, ſo kommt er vor den Stall, und verrichtet da das Geſchäft. Die Hufeiſen der Pferde haben hier keine Stollen. Er macht von Lehm und Erde ſeinen Herd, wobey ein Knabe ſitzt und zwey kleine lederne Schläuche als Blaſebälge mit den Händen drückt; zum Ambos nimmt er gewöhnlich einen großen Stein: und doch werden bey ſolchem einfachen Handwerkszeuge die berühmteſten Säbelklingen gemacht. (Siehe Tab. X. Fig. 30.)

Die Gold- und Silberſchmiede, ſo wie auch die Juweliere, ſitzen an den öffentlichen Bazars und arbeiten. Ihr Handwerkszeug beſteht in einem kleinen Amboße, Zange, Hammer und Feile. Ueber einem Topfe mit Kohlen, welche ſie durch ein kleines, eiſernes Rohr anblaſen, ſchmelzen ſie die Metalle; ihren Schmelztiegel machen ſie von Thonerde, Kohlenſtaub und Kuhmiſt, der denn auch ſehr haltbar iſt. Sie machen, außer dem gewöhnlichen Schmuck der Indier, auch europäiſche Arbei-

ten, als Schnallen, Löffel, Tafel-Geſchirre ꝛc., nur muß man ihnen Modelle dazu geben; auch machen ſie die feinſten Draht-arbeiten auf Achat, Kryſtall und andern Steinen.

Die Schuſter (Schäkler) verſehen zugleich das Abdecken, und bereiten die Felle ſelbſt zu; ſie bedienen ſich keiner Leiſten, und nehmen das Maaß mit einem Stücke Kokusblatt. Man kann dort vier bis fünf Paar Schuhe für eine Pagode — etwa 2 Thlr. 6 Mgr. Caſſ. Geld — bekommen, und ein Paar Stiefeln koſtet höchſtens drey bis fünf Rupien. — Eine Rupie iſt 22 Mgr. Caſſ. Geld werth. — Die Arbeit ſowohl als das Leder hält nicht ſehr lange; übrigens machen ſie feine, ſaubere Arbeit. (Siehe Tab. XI. Fig. 31.)

Die Schneider (Siehe Tab. XI. Fig. 32.), welche europäiſche Kleidung verfertigen, ſind aus den mooriſchen Stämmen. Sie arbeiten ſelten nach dem Maaße; man muß ihnen daher Modelle oder Muſter geben, die ſie nachbilden. Um das Maaß zu nehmen faſſen ſie das eine Ende ihres Talars (Kleides), meſſen damit, und bezeichnen den Ort dadurch, daß ſie die zu bemerkende Stelle ſich vor der Stirn reiben, wodurch der Schweiß einen ſchwarzen Strich auf dem Talare zurück läßt. Sie können jede Veränderung der Mode nachmachen, ſobald man ihnen das Muſter dazu giebt, und ihre Arbeit iſt ſauber, dauerhaft und gut.

Stickereyen in Gold und Silber werden dort gleichfalls von Mooren äußerſt wohlfeil und gut gemacht.

Die Töpfer (Koſſerer) haben eine ſehr einfache Maſchine, worauf ſie die Topferde zu Geſchirren ꝛc. drehen. Dieſe beſteht in einem Rade, welches etwa drittehalb Fuß von der

Erde auf einem Zapfen ſteht, um welchen es ſich drehet. Die Topferde wird oben auf den innern Wirbel des Rades geſetzt, dann dem Rade ein Schwung gegeben, worauf es eine Zeitlang im Laufe bleibt, während die Töpfer die Erde in das Gefäße formen, das nachher eine Glaſur bekommt, und in einem Ofen gebrannt wird. Die Geſchirre, worin man hier das Waſſer zum Trinken aufbewahrt (Gocklets), werden mit keiner Glaſur verſehn, und ſind daher porös, damit die Luft durchziehen möge, und das Waſſer kühl erhalte.

Aus Kupfer werden wenig Geſchirre gemacht; die mehrſten ſind aus Meßing. Aus dieſem Metalle verfertiget man die Gefäße, worin die Hindoos das Waſſer holen und aufbewahren, ſowohl als die Schaalen, aus welchen die Speiſen genoſſen werden.

Die Oehlpreſſen, welche von Ochſen oder Buffalos gezogen werden, beſtehen aus einem trichterförmigen hohlen Klotze, der etwa vier Fuß hoch iſt, und unten eine kleine Oeffnung hat. Hier werden die Kokusnußkerne hinein geſchüttet; ein dicker Keil, welcher durch Ochſen umgetrieben wird, zerquetſcht den Kern, und das Oehl läuft durch die Oeffnung in ein Gefäß. Die ausgepreßten Kerne werden zum Futter des Viehs gebraucht. (Siehe Tab. XI. Fig. 33.)

Das Waſchen und Platten verſehen hier meiſtentheils die Männer von der Kaſte der Gewerbe. Man zahlt entweder für die Wäſche Stückweiſe, oder verdingt ſie monatlich, da man denn für eine Pagode ſo viel reine Wäſche haben kann, als eine Perſon in vier Wochen verbraucht, welches im hieſigen Klima, wo man ſo ſtark ausdünſtet, keine unbeträchtliche Menge

iſt. Dieſe Leute holen die ſchmutzige Wäſche auf Eſeln ab, und nehmen ſie nach ihrer Wohnung mit, wo ſie ſie auf folgende Art waſchen: Erſtlich buchen ſie das ſchmutzige Zeug in dem Qualme des Muſchelkalks, dann tauchen ſie es bey einem Fluße oder Tank ein, und reinigen es dadurch, daß ſie es auf einen Stein ſchlagen; hierauf wird es getrocknet und geplattet, und auf dem Eſel wieder an die Behörde abgeliefert. Das Platten verſehen wiederum andere, als die Wäſcher.

Man kann ſich nichts ſchöneres von weiſſer Wäſche denken, als dieſe iſt, und die Geſchicklichkeit dieſer Leute iſt ſo berühmt, daß man oft aus England ganze Ladungen ſchmutziger Wäſche ſchickt, um in Indien gewaſchen zu werden.

Die Barbiere und Haarfriſeurs ſind gleichfalls aus der Kaſte der Gewerbe. Erſtere ſind Muſiker bey den Götzen und andern Proceſſionen. Sie raſiren äußerſt reinlich und leicht, ſchneiden auch die Nägel vermittelſt eines feinen Meißels ab, reinigen die Ohren, und ziehen die Gelenke der Finger und übrigen Theile des Körpers ſo lange bis ſie knacken, welches ſie für ſehr geſund halten.

Wie alt die Baukunſt bey den Indiern ſey, beweiſen die uralten Denkmähler, die man an den Pagoden, Choultrys, Feſtungen ꝛc. findet, welche entweder in Fels gehauen oder von Stein erbauet ſind. Bildhauer, Bildſchnitzer und Erzgießer machen ſehr ſchöne Figuren, die aber aus religiöſer Hinſicht oft koloſſaliſch und ungeſtaltet ausfallen. Die Mutſchies (Mahler) verſtehen nichts von Perſpective, Haltung, Licht und Schatten; da Indien aber die ſchönſten Farben erzeugt, ſo wiſſen ſie ihren Mahlereyen ein ſchönes Colorit zu geben. Die Muſik

verdienet bey ihnen nicht unter die Künſte gerechnet zu werden, weil ſie äußerſt einfach iſt; die Abwechſelung der Töne ſowohl bey den Inſtrumenten, die ich ſchon vorher erwähnt habe, als beym Geſange, ſind ganz ohne Harmonie; auch empfinden die Hindoos bey den Concerten der hieſigen Europäer nichts für Muſik, und verſichern, daß ſie das eintönige Geräuſch ihrer Schalmeyen, Sackpfeifen und Tomtoms lieber hören, als ein Concert der Europäer. Gleichwohl brauchen ſie lange Zeit, um ihre Art von Muſik zu erlernen. Auf Tab. XII. iſt Fig. 34. ein junger Indier, der die Vina ſpielt und dazu ſingt. Dieſes Inſtrument beſteht aus einem etwa drey Fuß langen Bambusrohr, mit ſieben Metallſaiten bezogen; von der Mitte bis zum untern Ende befinden ſich an ſelbigem zwey bis drey hohle Kürbiſſe, die zum Reſonnanz dienen; er hat mehrere Stege, wie die Bande auf der Guitarre, welche die reinen Griffe ſichern. Der Ton deſſelben hat einige Aehnlichkeit mit dem einer Zither, nur daß er ſtärker und hohlklingender iſt.

Münzen werden zu Madras und in andern großen Städten der Halbinſel geprägt. Das Metall wird geſchmolzen, in eine Form gegoſſen, und dann vermöge eines Stämpels durch Schlagen geprägt. Unter den Goldmünzen ſind die Stern-Pagoden die häufigſten; außer dieſen hat man die bengaliſchen Gold-Mores, Portovova-, Pondiſchery- und Hyder-Pagoden, Gold-Fanams ꝛc.

Die Stern-Pagoden ſind von der Größe einer halben türkiſchen Bohne, dick und auf der einen Seite platt, auf welcher das Bild eines Sammys (Gott des Reichthums), geprägt iſt, woher ſie auch Sammy-Pagoden genannt werden; auf

der andern Seite ſind ſie erhaben, und mit einem Sterne, der mit lauter Punkten umgeben iſt, geprägt. In allen Berechnungen werden ſie zu 42 Fanams angenommen, im Wechſel-Cours gelten ſie nach Umſtänden bis zu 47 oder 48. Die Gold-Fanams ſind nur auf der ſüdlichen Seite der Halbinſel in Umlauf, ſind ſehr klein und dünn, und haben den Werth von vier bis ſechs Fanams.

Die Rupien, wovon das Stück zwölf Fanams hält, ſind eine Silbermünze, von der Größe eines halben Gulden, aber noch einmal ſo dick; ſie ſind auf beiden Seiten platt, und führen Inſchriften der Landesſprachen.

Die doppelten und einfachen Fanams ſind ebenfalls auf beiden Seiten flach; die einzelnen, deren Werth vierzehn bis funfzehn Pfennige beträgt, ſind etwas größer als eine Linſe, aber dabey dick; auf der einen Seite ſteht das Gepräge des ſchon erwähnten Sammys, und auf der andern die Figur eines lateiniſchen C. Die Kupfermünzen ſind Duddys und Kaſch, wovon die erſtere die Größe eines mittelmäßigen Knopfes haben, und den achten Theil eines Fanam werth ſind. Die Kaſch ſind noch kleiner und dünner, und es gehen deren vier auf einen Duddy.

In Bengalen iſt noch eine geringere Münze als die Kaſch gebräuchlich: dieß ſind die Kauries, oder weiſſen Venus-Muſcheln, welche die See dort häufig ans Ufer wirft. — Die Wechsler halten ſich bey den Bazars auf, und treiben ihren Wucher mit dem Umſatze der Pagoden und anderen Goldmünzen.

Die kleinen Flüſſe, Bäche und Quellen führen Goldſtaub mit ſich, welcher auf eine mühvolle Art geſucht wird. Die

Indier legen ein Sieb auf den Grund des fließenden Waſſers, und ſammeln den von dem Waſſer zurück gelaſſenen Bodenſatz, welchen ſie nachher läutern, und woraus ſie den darin befindlichen Goldſtaub abſondern.

Man rechnet, daß die Sammler im Durchſchnitte ſich des Tages fünf bis ſechs Fanams mit dieſer Arbeit verdienen. Aus dieſem allem kann man den Schluß ziehen, daß der Indier durch die reichen Erzeugniſſe ſeines Landes und durch ſeine Thätigkeit vor Mangel geſchützt iſt. Eigentlich Nothleidende giebt es gar nicht; denn der Indier iſt von Natur mitleidig, und reicht ſeinen Nebenmenſchen gern von dem Ueberfluß ſeines Vermögens. Umherſtreichende Bettler (ich rechne die Büßer, Pandarum und andere religiöſe Schwärmer nicht hierunter, weil dieſe, ihrem Religionsgebrauche zu Folge, privilegirte Almoſenſammler ſind,) findet man hier wenig, und dieſe wenigen ſind gewöhnlich zum Chriſtenthum übergegangene und verarmte Hindoos, oder verſtümmelte und gebrechliche Menſchen.

Sechzehnter Brief.

Madras den 2ten Auguſt 1788.

Die Rechtsgelehrten fangen ſeit einiger Zeit an, hier eine große Rolle zu ſpielen, und haben ſich in den letztern Jahren ſehr vermehrt, da die Indier das ihnen ſonſt unbekannte Proceßfüh-

ren lieb gewonnen haben. Indeſſen herrſcht dieſe Sucht nur unter den Indiern in und um Madras und in andern großen Städten, wo Handel und Wandel mit Europäern getrieben wird. Ehemals begnügte ſich der Hindoo, ſeine Klagen erfahrnen Braminen vorzulegen, die ſolche nach den Geſetzen ihres Vedams entſchieden; oder Aeltern und Verwandte ſuchten auch wohl die Parteyen zu vergleichen. Jetzt aber eilt man bey jeder Kleinigkeit zu einem Rechtsgelehrten, und wagt nicht ſelten ſein bischen Vermögen daran, um einen Proceß durchzuführen. Wie ſchön dieſe Herren ihre Rechnungen zu machen wiſſen, beweiſt folgendes. — Der Rüſtmeiſter unſeres Regiments hatte für gemachte Arbeit eine Forderung an einen Engländer, die er nicht in Güte erhalten konnte. Er wandte ſich daher an einen Advokaten, der die Schuld, welche funfzig Pagoden betrug, einklagen mußte, und auch bald herbey trieb. Wie groß aber war des Mannes Erſtaunen, als er die Rechnung von ſeinem Anwalde erhielt, die nicht weniger als vierzig Pagoden betrug!!! Der arme Gläubiger erhielt alſo von ſeiner Schuldforderung nur zehn Pagoden. Es kommt auch ſo genau nicht darauf an, ob dieſe Herren die Rechte ſtudirt haben, wenn ſie nur etwas mit den Geſetzen bekannt ſind, Beredſamkeit beſitzen und überhaupt etwas ſchlau ſind.

Vor einigen Jahren ging ein Officier, der in Dienſten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie ſtand, ab, und wurde — Advokat. Er hält jetzt eine ſchöne Equipage, lebt auf einem großen Fuß, und gilt für einen der geſchickteſten ſeiner Collegen.

Manchmal handeln dieſe Herren aber auch ohne irgend ein Intereſſe. Ein paar Soldaten hatten einem Uhrmacher alle

Uhren, welche er in Reparatur hatte, geſtohlen. Sie wurden ertappt und vor das Criminal-Gericht gebracht. Hier geſtanden ſie die That ein, und würden hingerichtet worden ſeyn, wenn ihr Vertheidiger — ein Advokat — nicht aufgetreten wäre und bewieſen hätte, daß der Gang der Unterſuchung illegal geweſen. Der Uhrmacher hatte nämlich in ſeiner Anklage geſagt, die Soldaten hätten ihm ſeine ſämmtliche Uhren geſtohlen, da doch keine einzige davon ſein Eigenthum ſey. Bekanntlich werden die engliſchen Geſetze wörtlich ausgelegt, und dieß iſt beſonders oft zu Gunſten der Schuldigen. Der Umſtand rettete den Thätern das Leben; doch wurden ſie deportirt.

Da ich heute nun einmal über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben angefangen habe, ſo will ich fortfahren, Ihnen einiges über hieſige Gerichtspflege, Strafen ꝛc. mitzutheilen.

Die indiſchen Beſitzungen ſind der engliſchen Regierung nicht unmittelbar unterworfen, ſondern ſtehen unter den Directoren der oſtindiſchen Geſellſchaft, welche wieder von einer Commiſſion abhängen, die die eigentliche hohe Regierung der indiſchen Angelegenheiten iſt und Board of Commissioners of the affairs of India heißt.

Die engliſche Criminal-Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich über die Bewohner der Präſidentſchaft Madras bloß in ſo fern, als die Eingebornen ein Criminal-Verbrechen in den Garniſonen gegen oder mit einem engliſchen Unterthan begehn. Dieſe Gerichte, welche vierteljährig ihre Sitzungen zu Madras halten, heißen die Quarter sessions (vierteljährige Sitzungen). Proceſſe werden, in ſo fern ſie Antheil oder Verbindung mit oder an einem Mitgliede der engliſchen Unterthanen haben, bey dem

Court of Judicature (Gerichtshofe zu Madras) verhandelt. Alle übrigen geringern Gerichts- und Polizeyſachen werden von den Reſidenten der Diſtricte, oder den Militair-Commandanten des Orts betrieben. Was jedoch die Einwohner betrifft, die nicht geradezu unter engliſcher Gerichtsbarkeit ſtehen, oder Verbrechen gegen ihre Kaſte begehn, ſo haben dieſe ihre beſondern weltlichen und geiſtlichen Gerichtshöfe.

Alle Angelegenheiten, die ſich auf die Religion beziehen, ſo wie Verlöbniſſe, Heirathen und Ausſtattungen, werden von einer Commiſſion erfahrner Braminen entſchieden. Alle Proceſſe werden von den Vorſtehern der Kaſten unentgeldlich verhandelt. Civil- und Criminalſachen gehören vor das Tribunal des Nabobs, Rajahs oder Fürſten, in deſſen Landes-Bezirke Verbrechen der Art vorfallen. Die Strafen ſind der Galgen, Abſchneiden der Naſe und Ohren, körperliche Züchtigung, Ausſtoßung aus den Kaſten, Confiscation der Güter, Landesverweiſung ꝛc.

Die Ablegung eines Eides geſchieht bey den Hindoos vor den Tempeln; die Mohammedaner betheuern die Wahrheit bey dem Koran.

Die Hindoos legen bey einem Eide beide Hände auf den Kopf, indem ſie die Göttin der Rache (Parvady) anrufen, ſie zu ſtrafen, falls ſie die Unwahrheit reden würden.

Die Diſtrict-Richter oder Polizey-Verwalter heißen Cuttwall — Cutwahl — und verhängen die geringen Strafen. In den Garniſonen ſprechen die Cuttwall gewöhnlich engliſch, und müſſen die Diſtricts-Reſidenten oder Commandanten der Oerter mit den üblichen Geſetzen des Landes bekannt machen, über die

Polizey wachen, und für die Ausübung der etwanigen Strafen Sorge tragen.

Das Abſchneiden der Naſe und Ohren iſt die Strafe der Theilhaber an geringen Diebſtählen, welchen auch wohl, den Umſtänden gemäß, eine Hand abgehauen wird. Die körperlichen Züchtigungen beſtehen in einer Anzahl Hiebe, die den Verbrechern auf den bloßen Rücken mit dünnen Rohren gegeben werden.

Frauenzimmer werden wegen Ehebruch und kleinerer Vergehen der Untreue, oder Verletzung ihrer Kaſte, aus derſelben geſtoßen, oder mit Geldbuße oder körperlichen Züchtigungen beſtraft, auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ihres Haares beraubt, welches ein großer Schimpf iſt. Dieſes letztere erfahren auch ſolche Dirnen, die veneriſche und andere anſteckende Krankheiten andern mittheilen: wobey ſie mit Kuhmiſt beſchmiert und auf einem Eſel verkehrt ſitzend mit einem Tomtom im Orte umher geführt werden.

Die vornehmſten Geſetze der Hindoos ſind: 1) Niemanden zu tödten; 2) nicht zu ſtehlen; 3) nie ſeines Nächſten Weib zu verführen; 4) niemals zu lügen; 5) alle Getränke zu vermeiden, welche berauſchen; 6) nie ſeine Kaſte zu verlaſſen; 7) keine öffentliche Gebäude und Anlagen zu zerſtören; 8) keine falſche Münze zu machen; 9) kein Tyrann, grauſamer und unbarmherziger Peiniger irgend eines lebenden Geſchöpfes zu ſeyn; 10) keine Gewaltthätigkeiten gegen Prieſter, heilige Büßer, Ackerleute und Frauenzimmer zu begehen; 11) niemanden ſeinen verdienten Lohn vorzuenthalten, und 12) keinen Tempel zu entweihn, oder einen zu betreten, ohne ſich gewaſchen zu haben.

Das Stehlen iſt bey den Indiern vor Zeiten ein ſo ſeltnes Verbrechen geweſen, daß ein zuverläſſiger Mann mich verſichert hat, man habe einen erlittenen Diebſtahl dem Vorſteher der Gemeinde, worin derſelbe geſchehn, nur anzeigen dürfen, und man ſey ſicher geweſen, wenn auch der Thäter nicht hätte ausfindig gemacht werden können, den erlittenen Schaden von der Gemeinde vergütet zu erhalten. Durch häufige Mißbräuche iſt dieſe löbliche Sitte jedoch abgekommen.

Einem unſerer Officiere wurde auf Reiſen in einer Choultry ſeine Börſe entwand, und er zeigte es ſogleich dem Vorſteher des zunächſt liegenden Dorfes an. Am folgenden Morgen fand er die Börſe vor der Choultry hängen, ohne daß etwas an den Gelde fehlte.

Da die Indier ſehr abergläubiſch ſind, und Hexereyen und andere übernatürliche Dinge glauben, ſo kann man dieß zur Entdeckung eines Diebſtahls ſehr gut benutzen. Einſt vermißte jemand einen ſilbernen Eßlöffel, und ſchickte zu einem Gaukler, um den Thäter des Diebſtahls zu entdecken. Nachdem der Hexenmeiſter einige Zeit ſeinen myſtiſchen Proceß getrieben hatte, zeigte er dem Herrn vom Hauſe an, daß der Löffel in den Brunnen, welcher ſich im Hofe des Hauſes befand, liege. Es wurde ein Taucher hinabgelaſſen, der den verlornen Löffel alsbald herauf brachte. Den Vorgang der Sache kann man ſich alſo erklären: der Dieb, welcher wahrſcheinlich ein Dienſtbote des Hauſes war, und der befürchtet hatte, der Gaukler möchte ihn wirklich als den Thäter ausfindig machen und anzeigen, hat dem Gaukler wahrſcheinlicher Weiſe ſeinen begangenen Diebſtahl geſtanden, und ihn beſtochen, oder gebeten, ihn nicht zu

verrathen; worauf der Gaukler ihm den Rath gegeben, den Löffel in den Brunnen zu werfen. Und ſo erhielt der Eigenthümer, für ein paar Fanams, die er dem Gaukler geben mußte, ſeinen Löffel wieder.

Die Indier zeigen bey den Todesſtrafen eine bewunderns-würdige Unerſchrockenheit und Gleichgültigkeit, die dem Character der Hindoos ſonſt eben nicht eigen ſind. Ihnen ſcheint die Seelenwanderung vielen Troſt zu gewähren, und ich habe einen jungen Burſchen aus der Pariar-Kaſte aufhängen ſehen, der ſeine Mitbrüder damit tröſtete, daß er bald nach ſeinem Tode wieder in irgend einem Geſchöpfe unter ihnen ſeyn werde.

Verbrecher der Mohammedaner gehen ihrem Tode mit vieler Feſtigkeit und Unerſchrockenheit entgegen.

Obgleich dieſe Verachtung des Todes in dem Character der Indier liegt, ſo findet man doch ſeltene Beyſpiele von Criminal-Verbrechen unter ihnen; vorzüglich ſelten ſind ſolche unter den Hindoos höherer Kaſten.

Siebzehnter Brief.

Madras den 10ten Sept. 1789.

Sie ſind Soldat und erwarten gewiß von mir auch einige Nachrichten über das hieſige Militair, die ich jetzt um ſo lieber mittheile, da ich glaube, daß ſie auch für andere Leſer, denen ſie meine Briefe mittheilen, gewiß einiges Intereſſe haben.

In den letzten Jahren unſeres Aufenthalts zu Madras beſtand das hieſige Militair aus einem Regiment Cavallerie, ſechs Regimentern Infanterie, einer Abtheilung königl. Artillerie und zwey Regimentern Churhannöverſcher Infanterie, vier Bataillons europäiſcher Infanterie *) und einem Regiment europäiſcher Artillerie, fünf Regimentern eingeborner Cavallerie und dreyßig Bataillons eingeborner Infanterie oder Sepoys — Seapoys —; wozu noch die Guiden, Mineurs und Sappeurs, welche theils Europäer, theils Eingeborne ſind, und endlich die Lascars, kommen. Dieſe letztern beſtehen aus Indiern, die zu dem Troß der Armee gehören, und von denen ich in der Folge mehr ſagen werde.

*) Truppen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. Die dabey angeſetzten Officiere haben zwar Brevets vom Könige, und gleichen Rang mit den Officieren der königlichen Regimenter, ſind jedoch mit ſelbigen nicht zu verwechſeln.

Die Natur und Einrichtung der europäiſchen Truppen ſind bekannt genug, und ich will mich bloß auf die der Eingebornen hier beſchränken.

Außer den fünf Regimentern indiſcher Cavallerie befand ſich zu Madras ein Corps Leibwache des Gouverneurs und commandirenden Generals, welches aus zwey europäiſchen Officieren und einigen vierzig Mann Reiterey beſtand.

Jedes dieſer fünf Regimenter war fünf hundert Mann ſtark, und, wie die europäiſchen, in Schwadronen und Compagnien getheilt, bey welchen, außer den eingebornen Officieren, auch europäiſche angeſetzt waren.

Die eingebornen Officiere ſind der Capitain (Soubadar), die Subalternen (Jamidar), die Unterofficiere (Havildar), und Corporale (Neilk). Ihre Uniform beſteht aus einem rothen, tuchenen Collet mit gelben Kragen und Aufſchlägen mit weiſſen Schnüren, ohne Rabatten; auf den weißmetallnen Knöpfen ſteht die Nummer des Regiments und die Buchſtaben N. C., Native Cavalry, (eingeborne Cavallerie). (Siehe Tab. XII. Fig. 35.) Anſtatt der Weſten tragen ſie ein weiſſes cattunenes Hemd, welches an der einen Seite zugebunden iſt, und bis an den Hals reicht. Ihre Beinkleider ſind weiſſe cattunene Pantalons mit einem blauen Gürtel um die Hüften, wozu Stiefeln und Sporen kommen.

Der Turban wird von Pappe gemacht, mit feinem blauen Cattun umwickelt, und mit einem weiſſen Querbande, woran eine Troddel hängt, verziert. Ueber dem Turban iſt ein metallener Helmbogen befeſtigt.

Ihr Gewehr beſteht in einem langen krummen Säbel, wie

die Huſaren ihn bey uns zu tragen pflegen, weiſſem Lederzeuge, Carabiner und Piſtolen. Die Pferde ſind auf europäiſche Art zugeritten und equipirt. Die europäiſchen Officiere tragen, ſtatt der Turbane, ſchöne mit Federn gezierte Helme, wie in England die leichten Dragoner ſie haben.

Die Seapoys *) müſſen vorzüglich den Dienſt während der größten Hitze des Tages verrichten. Jedes Bataillon iſt acht hundert Mann ſtark, und in acht Compagnien getheilt, worunter eine Grenadier-Compagnie und eine leichte Compagnie ſind, welche Flanken-Compagnien heißen. Jede Compagnie commandirt ein europäiſcher Officier; außerdem befinden ſich bey jedem Bataillon ein europäiſcher Adjutant und Quartiermeiſter, ein Sergeant-Major und Sergeant-Quartiermeiſter. Bey jeder Compagnie ſteht, außer den Officieren, ein europäiſcher Unterofficier, zwey eingeborne Officiere, vier Havildars und vier Neilks. Ihre Uniform iſt, wie die der Cavallerie, ein rothes Collet, mit gelben Kragen und Aufſchlägen und weiſſen Schnüren, nebſt einem blauen Gürtel. Die Beinkleider ſind ſehr kurz, reichen nicht völlig bis an das Knie, und ſind unten mit blauem Zeuge eingefaßt. Die Turbane ſind blau, aber nicht rund, wie die der Reiterey, ſondern haben zwey ſpitze Ecken. Die Knöpfe ſind mit der Nummer des Bataillons und den Buchſtaben N. I., Native Infantry (eingeborne Infanterie) bezeichnet. (Siehe Tab. XII. Fig. 36.)

Die Haare tragen ſie, ſo wie die Cavalleriſten, hinten in einem Chignon, welcher unter dem Turban befeſtigt wird. Die

*) Die Seapoys ſollen jetzt in Regimenter getheilt ſeyn, wovon jedes drey Bataillons enthält.

Tambours und Pfeiffer, ſo wie die Trompeter bey der Cavallerie, tragen gelbe Mondirung mit rothen Kragen und Aufſchlägen, und mit vielen Schnüren beſetzt.

Ihr Gewehr beſteht aus einer gewöhnlichen Muskete, ſo wie ſie das engliſche Fußvolk hat; das Bajonnet davon tragen ſie, anſtatt des Säbels, in einen Bandolier, welches über die rechte Schulter hängt. Die Patrontaſchen, ſo wie das übrige Lederzeug ſind ſchwarz. Die Flanken-Compagnien tragen auf den Achſeln ſogenannte Schwalbenneſter zum Abzeichen, die übrigen aber Dragoner, mit welchen ſie auf der Achſel die Bandoliers der Patrontaſche und das Bajonnet befeſtigen.

Die Seapoys und eingebornen Cavalleriſten ſind mehrentheils mooriſche Völkerſchaften oder Rajahputs; doch giebt es einige unter ihnen aus verſchiedenen Kaſten. Die Trompeter, Tambours und Pfeifer ſind von der Kaſte der Pariars, oder katholiſche Chriſten.

Die Soubadars und Jamidars tragen Officier-Uniform, nebſt Schärpen (Siehe Tab. XII. Fig. 37.) bey den Flanken-Compagnien führen ſie kleine Gewehre und Taſchen; bey den übrigen aber ziehen ſie das Seitengewehr. Sie ſtehen immer unter dem Commando eines europäiſchen Officiers, oder Unterofficier: und es macht auf einen Fremden einen beſondern Eindruck, zu ſehen, wie ein eingeborner Officier vor der Fronte mit gezogenem Säbel ſteht, während ein europäiſcher Unterofficier das Ganze commandirt.

Da der Indier von Natur leicht und gewandt iſt, ſo erlernen die Seapoys das Exerciren und alle Evolutionen ſehr leicht: und ich kann dreuſt behaupten, daß ſie die beſten europäiſchen

Truppen hierin übertreffen; nur wird es anfänglich denen, die die engliſche Sprache nicht verſtehn, äußerſt ſchwer, die Commandowörter zu begreifen. Sie haben deßhalb einen eigenen Jamidar (Adjutanten), der die engliſche, mooriſche, tamuliſche und Teliliaga-Sprache verſtehen muß, um die gegebenen engliſchen Commandowörter ſogleich in den eben erwähnten Sprachen wiederholen zu können. Auf den Märſchen tragen ſie Schuhe, oder vielmehr Sohlen mit Riemen; in den Cantonnements und Garniſonen aber gehen ſie barfuß.

Die bengaliſchen Seapoys ſind größer und ſtärker als die der Präſidentſchaft Madras; jedoch ſollen letztere, wegen ihrer Gewandheit und Ausdauer, jenen vorzuziehen ſeyn. Mehrere Bataillons bengaliſcher Seapoys dienten in dem letzten und vorletzten Kriege auf der Küſte von Koromandel. Sie haben immer ſehr brav gedient, und verlaſſen ſelten ihren Poſten, ſo lange ſie von ihren europäiſchen Officieren angeführt werden. Die Commandeurs der Seapoys-Bataillons ziehen oft die Söhne der Seapoys zu Soldaten auf, und kleiden ſie in ein weiſſes Wams, blauen Turban und weiſſe Beinkleider mit blauen Gürteln. Sie werden ohne Gewehr im Marſchiren, Schwenken, Laufen und Springen geübt, wobey der Aelteſte oder Geſchickteſte von ihnen das Commando führt, und es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie dieſe Knaben die Evolutionen mit einer Präciſion und Gewandheit ausführen. Dieß iſt ein ſchöner Zuwachs für die Seapoys, und erleichtert die Werbung außerordentlich.

Das Regiment Artillerie, tauſend Mann ſtark, hat blaue Uniform mit rothen Rabatten, Kragen und Aufſchlägen, gelben Schnüren und gelben Knöpfen.

Die zum Troß gehörende Lascars haben Collets von ähnlichem Tuche. Die Officiere vom Genie-Corps haben rothe Uniform mit ſchwarzen ſammtnen Rabatten, Kragen und Aufſchlägen, goldne Epaulets und gelbe Knöpfe, auf die drey über einander liegende Kanonenläufe abgebildet ſind. Eben ſo ſind die Officiere der Artillerie gekleidet.

Das Corps Guiden beſteht aus zwey Officieren, vier Unterofficieren, einigen dreyßig Mann Europäer und etwa funfzig Lascars. Ihre Uniform beſteht in Collets von grünem Tuche mit rothen Kragen, Aufſchlägen und ſilberner Beſetzung. Die Mineurs und Sappeurs folgen nebſt ihren Lascars der Artillerie; die Rademacher, Zimmerleute und Schmiede aber ſind bey den übrigen Corps vertheilt.

Die Lascars gehören, wie ich ſchon erwähnt habe, zu der Artillerie und andern Corps; dennoch machen ſie einen beſondern Körper aus, der in Friedenszeiten auf eine ſehr kleine, nur höchſt nöthige Zahl herab geſetzt wird. Bey der Artillerie verſehen ſie die niedrigen Dienſte, und führen die Ochſen, welche zum Vorſpanne des Geſchützes und der Munitionswagen erforderlich ſind. Einige beſorgen den Transport der Zelte, und ſchlagen ſie auf und ab; andere gehören zum Troß der Armee, und beſorgen den Transport der Proviſionen, Geräthſchaften ꝛc. Sie tragen ein tuchenes Collet von der Farbe desjenigen Corps, bey dem ſie ſtehen. Die, welche zum Troß der Armee ꝛc. gehören, haben rothe Collets. (Siehe Tab. XIII. Fig. 38.) Die dabey geſetzten Soubadars, Jamidars oder Officiere, tragen Epaulets und Säbel; die Havildars und Neilks, oder Unterofficiere, führen Seitengewehr, welches die Gemeinen nicht

haben. Die Gehülfen oder Koolys (Kuhlis) tragen keine Uniform.

Es iſt unglaublich, welche Menge Menſchen den Troß einer Armee ausmachen! Man kann ihn geradezu noch zweymal ſo hoch angeben, als die Zahl der wirklichen Streiter. Zum Transport eines Zwölfpfünders werden vier und zwanzig bis dreyßig Ochſen erfordert, bey welchen wiederum ſechs bis acht Menſchen gebraucht werden. Die Karren, Laſtochſen und Koolys, welche die Zelte, Proviſionen ꝛc. fortbringen, ſind unzählig.

Da man in den Lägern ſowohl als auf dem Marſche nicht immer trinkbares Waſſer antrifft, ſo hat ein jedes Corps eine gewiſſe Anzahl Pokalys, d. h. Ochſen, die mit ledernen Schläuchen beladen ſind, deren jeder ſeinen beſondern Treiber hat, und die das Waſſer aus den Flüſſen, Quellen oder Tänks herbeyführen müſſen. (Siehe die Figur im Vordergrunde des Proſpects No. 4.) Jeder Subaltern-Officier hält, außer ſeinen Bedienten und Pferdewärtern, vier bis ſechs Koolys zum Fortbringen ſeines Gepäckes, oder hat, ſtatt dieſer, einen Karren mit zwey bis vier Ochſen beſpannt, welche wenigſtens einen Wärter erfordern.

Keine der europäiſchen Mächte bezahlt ihre Truppen beſſer als die engliſch-oſtindiſche Compagnie. Außer dem Solde, der dem der königl. Truppen im Mutterlande gleich iſt, erhalten die Truppen, von dem Tage ihrer Ankunft in Oſtindien, eine anſehnliche Zulage. Sobald ſie ins Feld rücken, wird ihnen ihre Beſoldung noch weit anſehnlicher erhöhet.

In keinem Lande ſind wohl leichter Spione zu erhalten, als in dieſem. Man kann faſt jeden geſcheuten Seapoy dazu gebrau-

chen. Indeſſen werden in den Lägern eigene Leute — Hirkava — dazu gehalten, die nicht allein zu Kundſchaftern, ſondern auch zu Briefträgern dienen. Sie geben ſich bey einer vorzunehmenden Unterſuchung irgend ein Zeichen einer Kaſte, zu welcher ſie nicht gehören, tragen Sachen zu Verkauf, oder ſchleichen ſich unter irgend einem Vorwande in das Lager, oder in die Feſtung des Feindes, und bringen die ſchönſten Nachrichten zurück. Bey der Belagerung von Cuddalore ſah ich einen Seapoy, der ſeine ganze Kleidung abgelegt und einen alten Turban aufgeſetzt hatte, mit einem Bund Gras zum Verkauf in die Feſtung gehen, wo er nicht allein ſeine Depeſchen richtig ablieferte, ſondern auch einen wichtigen Brief wieder mit zurückbrachte, den er, in einer Federpoſe aufgewickelt, an einem gewiſſen heimlichen Orte aufbewahrt hatte.

Der General Sir Eyre Coote, welcher im April 1783 zu Madras ſtarb, hielt ein moriſches Frauenzimmer, die unter dem Namen Long Tom bekannt war, und die ihm die beſten Nachrichten vom Feinde zu überbringen wußte.

Zum Beſchluß dieſes Briefes erzähle ich Ihnen eine Anekdote aus dem Kriege mit Tippoo-Saib, der ſeinen Anfang genommen hat, und deſſen Urſprung Ihnen in Europa ſchon bekannt ſeyn wird, wenn Sie meinen Brief erhalten.

Vor einiger Zeit ſind bey der Armee zwey anſehnliche Patrouillen Cavallerie auf einander geſtoßen. Die der Engländer commandirte der Rittmeiſter Dallas, ein Schotte, ein ſehr guter Reiter und Fechtmeiſter, von ſtarkem Körperbau. Er wird von dem Commandanten des feindlichen Trupps aufgefordert, ſich allein mit ihm zu ſchlagen, während ihre Leute friedlich zuſehen ſollen.

Der Ausgang dieſes einzelnen Gefechts ſollte denn die Sache entſcheiden. Der engliſche Rittmeiſter nimmt mit Vergnügen den Vorſchlag an; beide Streiter nähern ſich und reiten mit gezogenem Säbel auf einander. Der Engländer empfängt gleich zu Anfange eine leichte Wunde über die rechte Hand, haut aber ſo tapfer und glücklich auf ſeinen Gegner ein, daß er ihn mit einem gelungenen Hiebe todt zur Erde ſtreckt. Die feindliche Bedeckung flieht hierauf davon, und der Lohn dieſes Gefechtes war ein ſehr ſchönes Pferd mit koſtbarem Sattelzeug und Schmuck, welches der feindliche Commandeur geritten hatte.

Achtzehnter Brief.

Madras den 20ſten Auguſt 1790.

Mein voriger Brief unterhielt Sie von dem Militair der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, der jetzige ſoll Ihnen einige Nachricht von der Kriegsmacht der indiſchen Fürſten und Nationen geben.

Die Mahratten, welche jenſeits der Gauts weſtwärts vom Karnatik wohnen, und deren Reich ſich bis an die Grenzen der Präſidentſchaft Bombay erſtreckt, haben eine Art republikaniſcher Verfaſſung; ihre Oberhäupter werden gewählt, ſind aber mit einer ſehr beſchränkten Macht verſehn. Sie ſtammen urſprünglich aus der Kaſte der Rajahputs, und ſind vor Zeiten

vor den Verheerungen des Tamerlan in die Wälder geflüchtet; nachdem haben ſie ſich zu einer beſondern Nation gebildet, und machen jetzt, von kriegeriſchen Talenten unterſtützt, einen bedeutenden Staat in Indien. *) Sie haben ſich ein beſonderes Religionsſyſtem entworfen, welches von dem der Hindoos ſehr abweicht. Sie eſſen alles Fleiſch, außer Rindfleiſch, nehmen jeden in ihre Religion auf, tragen Zwickelbärte, und laſſen das Haupthaar wachſen.

Die größte militairiſche Macht dieſer Nation beſteht in der Reiterey, wozu ſie eine Race ſtarker, dauerhafter und ſchnell laufender Pferde haben. Der Anzug dieſer Reiter iſt eine Jacke von weiſſem oder farbigem Cattun, mit langen Pantalons und blauem Turban.

Ihre Waffen beſtehen aus Säbel, Bogen, Pfeilen und Spießen; einige haben auch Carabiner und Piſtolen. Ihr Fußvolk wird bloß zur Vertheidigung der Feſtungen gebraucht. Anſtatt der Sättel belegt man die Pferde mit gepolſterten Kiſſen, über welche ſie eine farbige cattunene Decke gürten. An dieſen Kiſſen hängen zu beiden Seiten Steigbügel herab. Vorn ſind ſie mit einem Bruſtriemen, hinten mit einem Schwanzriemen verſehen. Ihre Zäumung beſteht in einer ſcharfen Stange, auf die Art, wie die Ungarn haben, zudem ſind ſie alle mit Sprungriemen verſehen, die unter dem Gurt befeſtigt, und im Naſenriemen feſtgeſchnallt werden.

Seit dem Friedensſchluſſe, welchen der ehemalige General-Gouverneur Hastings in einer für England critiſchen Epoche im

*) Nach den letzten Nachrichten aus Indien ſind ſie mit den Engländern in Krieg verwickelt und überwunden worden.

Jahre 1781, mit dem Mahratten machte, ſind ſie beſtändig treue Alliirte der Engländer geweſen, und haben in dem letzten Kriege im Jahre 1790 bis 1792 ſowohl, als im Jahre 1798 und 1799 zu der Eroberung des Reiches Myſore und zum Sturze ſeines Beherrſchers, Tippoo-Saib, ungemein viel beygetragen.

Die Armee des Tippoo-Saib iſt ſehr bedeutend, vorzüglich ſeine Cavallerie, die in Waffen, Bekleidung und Geſchirre viel ähnliches mit der der Mahratten hat; doch iſt ein großer Theil derſelben mit Carabinern und Piſtolen bewaffnet. Die Lootys — Luhtis — machen einen großen Theil ſeiner Reiterey aus. (Siehe Tab. XIII. Fig. 39.) Dieſe leichten Truppen werden von den armen Landbewohnern ſehr gefürchtet, indem ſie bey ihren Streifereyen, wobey ſie ſich oft ſehr weit von der Hauptarmee entfernen, die Einwohner plündern und das Land verheeren.

Im Jahre 1782 hatte Tippoo faſt das ganze Karnatik verheert, ganze Familien weggeführt, andere vertrieben, Saaten und Wohnungen der Flüchtenden verbrannt. Daher die ſchreckliche Hungersnoth um dieſe Zeit entſtand, die bis zu Anfange von 1784 dauerte, und deren Folgen Jahre nicht austilgen konnten.

Sein Fußvolk hingegen iſt ſchlecht bewaffnet und montirt; ihr Feuergewehr beſteht theils aus alten langen Flinten, die mit Lunten abgefeuert werden, oder ſolchen, die als unbrauchbar aus den Zeughäuſern der Europäer aufgekauft ſind; daher können dieſe gegen europäiſche Truppen und gegen engliſche Seapoys ſelten Stand halten.

Die Raketen-Werfer (Roket Boys) gehören zu ſeinen leichten Truppen. Dieſe vertheilen ſich in dem coupirten Terrain, und werfen Raketen unter die Cavallerie, wodurch ſie manche Unordnung und manchen Nachtheil bewirken.

Die Raketen beſtehen in einer langen Stange von Bambusrohr, an deren oberm Ende ein kurzer eiſerner Lauf befeſtigt wird, der mit Pulver gefüllt und mit einem Zünder verſehen iſt. Die Raketen-Werfer ſetzen das untere Ende auf den rechten Fuß, zünden die Rakete an und werfen ſie mit dem Fuße von ſich.

Seine Artillerie, die jetzt gewiß die beſte der indiſchen Fürſten iſt, wird mehrentheils von Franzoſen bedient. Er hat überhaupt mehrere europäiſche Officiere, Unterofficiere, Soldaten, Matroſen und Handwerker in ſeinem Dienſt, die er theils angelockt, theils aus den Gefangenen genommen hat, welche er zwang, ſeine Truppen die europäiſche Taktik zu lehren. Daher iſt er einer der gefährlichſten Feinde der Engländer, die jedoch ſeitdem ſeiner uſurpirten Macht ein Ziel geſetzt haben.

Die Feſtungswerke werden auf verſchiedene Art angelegt; doch ſind die mehrſten auf Bergen oder Felſen gebauet. Eine der ſtärkſten (Vellore) findet man auf dem dritten Proſpect abgebildet. Andere die in den Ebenen liegen, haben die Form eines Ovals oder Achteckes. Außenwerke findet man bey ihnen nicht, und ihre Befeſtigung beſteht in einer Mauer von Granit, oder andern Steinen, oder von Erde; etwa alle hundert Schritt ſtehen kleine runde Baſtionen, die höchſtens mit drey Kanonen beſetzt ſind; hierzu kommt ein Graben, der hin und wieder mit Alligators angefüllt iſt, und ein Glacis.

Man kann aus dieſer Beſchreibung ſehen, daß ſolche Befeſtigungen der europäiſchen Taktik keine große Schwierigkeiten entgegen ſetzen. Die indiſchen Commandeurs ſolcher Feſtungen heißen Killodar.

Als im Jahre 1791 die Engländer die Feſtung des Tippoo, Bangalorn, mit Sturm einnahmen, blieb der Killodar (Bahauder Khan, ein ſiebzigjähriger Greis) in dem Gemetzel. Lord Cornwallis, commandirender General der brittiſchen Armee, ſandte einen Trompeter an Tippoo, und erbot ſich, den Körper des gebliebenen Killodar auszuliefern: welches Tippoo ſich aber höflich verbat, indem er dabey bemerkte, daß, da der Killodar im Gefecht geblieben, er kein rühmlicheres Grab haben könnte, als an dem Orte, wo er gefallen wäre.

Die Infanterie vertheidigt ſich bey einem Sturme auf den Wällen oder Mauern manchmal aufs tapferſte mit dem Säbel in der Fauſt. Als im Jahre 1783 ein Detachement unſerer Regimenter das Fort Cannanore auf der Malabarküſte ſtürmte, fanden ſie Anfangs ziemlichen Widerſtand an den Nairs, welche die Feſtung vertheidigten, und mit ihren kurzen krummen Säbeln die Stürmenden herzhaft empfingen, aber bald überwältigt wurden. — Dieſe Nairs ſind die ſtreitbaren Männer der Bewohner der Küſte von Malabar, die mit Spießen, Flinten und kurzen Säbeln, welche die Form eines halben Mondes haben, bewaffnet ſind.

Bey den Feſtungen findet man, daß die mehreſten Menſchen außerhalb derſelben wohnen. Eine ſolche Vorſtadt, wie man ſie nennen könnte, heißt Pettah, führt den Namen der Feſtung, und iſt gewöhnlich mit einem Walle und Graben umgeben.

Die bewaffnete Macht des Nizam beſteht mehrentheils in Reiterey, und iſt in Anſehung der Bewaffnung und Montirung der der Mahratten ziemlich gleich. Er hat mehrere europäiſche, vorzüglich engliſche Officiere in ſeinem Dienſte, die er ſehr gut bezahlt. Seine Lande liegen nördlich von der Präſidentſchaft Madras, und grenzen an die nördlichen Cirkars.

Der Rajah von Travancore, deſſen Land wegen der vielen Jungles von feindlicher Reiterey nicht leicht erobert werden kann, unterhält einiges Militair, mehrentheils Fußvolk, welches er nach Art der engliſchen Seapoys organiſirt haben ſoll.

Die Polygars ſind kleine Fürſten, die dem Nabob von Arcot, jetzt aber dem engliſchen Gouvernement zinsbar ſind. Sie wohnen in den gebirgigten Gegenden des ſüdlichen Karnatiks, wo die großen Jungles ſie vor dem Anfall der Feinde ſichern, indem die Päſſe durch dieſelben nicht allgemein bekannt ſind. Ihre Streiter beſtehen mehrentheils aus Fußvolk, das mit Speeren, Bogen und Pfeilen, oft auch mit Schießgewehr bewaffnet iſt. Die Collorys — Bewohner der Gebirgsgegend um den Fluß Colloroom, in der Gegend von Tritſchinopoly — haben, außer den gewöhnlichen Waffen, ein flaches Krummholz, womit ſie auf eine anſehnliche Weite werfen und ſelten ihr Ziel verfehlen. Mir iſt von einem Augenzeugen verſichert worden, daß ein Collory mit einem ſolchen Krummholze einen Haſen in vollem Laufe getroffen habe. Es iſt aus Ebenholz geſchnitzt, und hat die Form eines halben Mondes, deſſen eines Ende flach, das andere aber ſpitz und mit einem Knopfe verſehen iſt. Da ſie wegen der gebirgigen und mit Jungles bewachſenen Gegend ihres Landes wenig Ackerbau treiben kön-

nen, ſo leben ſie gröſstentheils vom Raube. Sobald ſie Gefahr laufen, angegriffen zu werden, oder wenn ſie auf einen Raub ausziehen wollen, geben ſie ſich ein Zeichen, indem ſie in ein langes leicht gebogenes Horn ſtoßen, welches einen ſtarken und tiefen Ton vón ſich giebt, und ſehr weit gehört werden kann.

Neunzehnter Brief.

Madras den 12ten May 1791.

Ich komme jetzt auf die Schauſpiele der Indier. Zuerſt will ich Sie mit einem ernſthaften bekannt machen, das ich vor einigen Tagen geſehen habe. Es war ein religiöſes, das von den zur chriſt-katholiſchen Religion übergegangenen Indiern aufgeführt wurde.

Die Miſſionaire veranſtalten und, wie man ſagt, oft nicht ohne glücklichen Erfolg, ſolche Darſtellungen, um dadurch auf das Gemüth der Indier zu wirken, und ſie zur Aufnahme der katholiſchen Religion zu reitzen.

Der Schauplatz war in der ſogenannten Paritſchary (einem abgeſonderten Orte in den Städten, wo die Pariars und indiſchen Chriſten wohnen,) unter freyem Himmel, bey einem Zulaufe von mehreren tauſend Menſchen aus allen Kaſten und Nationen. Die Couliſſen waren von Geſträuch gemacht, und ſtellten alſo immer einen und denſelben Ort dar. Erſchien der

König oder war ein anderes Ereigniß nothwendig, ſo mußten die Veranſtaltungen dazu vor den Augen der Zuſchauer gemacht werden, weil kein Vorhang vorhanden war. Die Beleuchtung beſtand aus einer Menge Fackeln, die um das Theater her gepflanzt waren, und die durch ihren Qualm uns Europäern äußerſt läſtig wurden. Das Amphitheater war von Raſenbänken und Dielen gemacht. Das Schauſpiel wurde unentgeldlich gegeben, koſtete mir aber viele Geduld, und machte mir viele Langeweile. Denn die Vorſtellung des ganzen Stückes dauerte immer von Abends zehn Uhr bis gegen Tages Anbruch, ſechs Tage lang, und ein einziger Auftritt mehrere Stunden, weil die Dialogen und Monologen in Hexametern der Samskrit-Sprache äußerſt langſam abgeſungen wurden. Das Thema des Stückes war „die wunderbare Erhaltung eines Märtyrers des chriſtlichen Glaubens.“ Dieſer wurde auf mancherley Art von einem heidniſchen Könige gemartert, damit er ſeiner Religion entſagen ſollte, wurde immer durch ein Wunder vom Himmel erlöſt, fiel jedoch allemal wieder in die Hände des heidniſchen Königs zurück, welcher denn neue Qualen oder Todesſtrafen erſann, um ihn entweder zu bekehren, oder zu vernichten. Im letzten Acte ließ der König den Chriſten zwiſchen zwey große Mühlſteine ſetzen, wovon der obere ihn zerquetſchen ſollte. Der König war nebſt ſeinem ganzen Hofſtaate dabey gegenwärtig, und der arme Chriſt ſah unter Beten und Singen ſeinem Tode gelaſſen entgegen, als ein Engel vom Himmel erſchien, mit einem bloßen Schwerte auf die Mühlenſteine hieb, daß ſie in mehrere Stücke zerfielen, und den frommen Märtyrer befreyte. Der König erſchrak ſo ſehr über dieſes Wunder, daß er ſich ſelbſt

entſchloß, die chriſtliche Religion anzunehmen, womit für dieſesmal die Schaubühne geſchloſſen wurde.

Die Anzahl der Acteurs war ſehr zahlreich, denn der König (Koch des hieſigen Gouverneurs) war, ſo oft er auf dem Theater erſchien, mit einem dem orientaliſchen Geſchmacke angemeſſenen, ſtarken Gefolge begleitet. Sie hatten ihre Rollen ſehr gut einſtudirt und brauchten keinen Souffleur. Der Anzug, obgleich von keinem beſonderen Werthe, ſondern bloß von Flitterſtaat, war ſo behandelt, daß er bey Licht ſehr glänzend ſchien. Beſonders aber gefiel mir die täuſchende Art, wie die Mühlenſteine, die von Pappe waren, zerſchmettert wurden, ſo daß ſie in mehrere Stücke aus einander fielen.

Unterhaltender als die chriſtlichen Trauerſpiele ſind die Kunſtſtücke der Seiltänzer und Equilibriſten in Indien, die durch Geſchicklichkeit und Gewandheit ihres Körpers die Bewunderung der Zuſchauer mit Recht auf ſich ziehn, und die ihre Collegen in Europa weit übertreffen. Die Indier zwängen ihren Körper von Jugend auf nicht ſo ſehr durch Kleidung ein, und üben ſich weit mehr im Laufen, Springen, Schwimmen und andern dergleichen Dingen, als die Europäer, wodurch ſie eine ſo große Leichtigkeit und Gewandheit erhalten, daß ſie in Anſehung der Ausdauer im Laufen und ſchnellen Gehen von keiner Nation übertroffen werden.

Auf den Proſpect No. 6. iſt eine Truppe Equilibriſten, die ihre Kunſtſtücke zeigen.

Das bey uns bekannte Tanzen auf der Leiter wird hier bey weitem übertroffen. Was bey den europäiſchen Equilibriſten eine Leiter iſt, das iſt bey den Indiern nur eine einfache Stange

von Bambusrohr, von funfzehn bis achtzehn Fuß Länge. Dieſen Rohrſtock ſtellt der Gaukler auf den Boden, klammert ſich mit Händen und Füßen an, klettert an demſelben in die Höhe, wie unſere Knaben an einem Baum empor klettern, befeſtigt alsdann die obere Spitze in ſeinem Gürtel, hält ſich mit den Beinen und Händen feſt, und tanzt nach dem Tacte der Muſik mit der Stange auf dem Schauplatze umher. Nachher ſetzt er dieſen Rohrſtock mit dem untern Ende in ſeinen Gürtel, den er mitten um ſeinen Leib gewunden hat, dann ſpringt ihm ein Knabe auf die Schultern, klettert mit großer Behendigkeit das Rohr hinauf, und ſtellt ſich auf deſſen obere Spitze mit einem Fuße, ohne ſich an irgend etwas zu halten. Nun läßt der Gaukler beide Hände vom Rohre ab, läßt es bloß in dem Gürtel ſtehen und tanzt, den Knaben auf der Stange balancirend, auf dem Platze umher. Während dieſes Tanzes ſtreckt er den Bauch, um das Bambusrohr deſto beſſer im Gleichgewicht zu halten, weit voraus, ſetzt beide Hände in die Seiten, und ſieht ſtets in die Höhe nach der Spitze der Stange, um nach der Bewegung desjenigen, den er trägt, ſeinen Leib bald hier bald dorthin zu richten. Zuweilen legt ſich auf dieſe Art auch der Knabe mit dem Bauche auf die Spitze des Bambusrohrs, und wird auf ähnliche Art von dem Gaukler im Gleichgewichte gehalten. Noch auf eine andere Art balancirt er den Knaben, indem er das Rohr oben auf den Turban ſetzt, indeß der Knabe mit untergeſchlagenen Beinen auf deſſen Spitze ſitzt. Es ſind jedoch immer einige von ihnen bey der Hand, um, im Fall eines Mißlingens, den Knaben auffangen zu können.

Auch Perſonen weiblichen Geſchlechts machen dergleichen Kunſtſtücke mit vieler Geſchicklichkeit. Die beiden Frauenzimmer auf dem ſtraffen Seile paſſiren einander tanzend, während die eine auf einer Vina ſpielt, und die andere zwey Töpfe voll Waſſer auf den Händen balancirt, ohne daß ſie überlaufen. Sobald ſie an das Ende des Seiles gekommen ſind, kehren ſie tanzend auf ſelbigem um, und paſſiren einander wieder: dieß wiederholen ſie mehrmals, ohne bey irgend einer Bewegung das Gleichgewicht zu verlieren.

Auf der Zeichnung linker Hand ſieht man ein anderes Frauenzimmer, welches an einem im Boden befeſtigten Bambusrohr dreyßig Ellen lang hinaufgeklettert iſt, und auf der Spitze deſſelben in mancherley Stellungen mit dem Leibe balancirt hat, indem ſie dabey Arme und Beine von ſich ſtreckt. Sie ſcheint jetzt herunter ſtürzen zu wollen, bleibt aber mit einem Fuße an einem an dem Bambusrohr befeſtigten Haken hängen, und kehrt ſo Kopf und Arme der Erde zu.

Noch andere machen verſchiedene bewunderswürdige Sprünge und Stellungen. Einige balanciren Kinder auf dem Kopf und den Händen, indem ſie dabey umher tanzen; ja ſelbſt Kinder von fünf bis acht Jahren müſſen ihre Gewandheit in verſchiedenen Equilibrir-Künſten zeigen.

Die hieſigen Taſchenſpieler haben vor den europäiſchen den Vorzug, daß ſie weniger Kleidung an ſich haben, worunter jene ſo manches Hülfsmittel ihrer Kunſt verbergen können. Die Kleidung der hieſigen beſteht in einem Turban und einem Stücke Zeug, welches ſie um die Hüften wickeln. Sie führen einen Sack bey ſich, in welchem ſie die zu ihren Kunſtſtücken

befindlichen Sachen aufbewahren, nebſt einem Teppiche, oder einer Matte, auf welche ſie ſich mit untergeſchlagenen Beinen ſetzen und ihre Künſte frey und offen darſtellen. Einige der merkwürdigſten ihrer Künſte ſind folgende. Sie ſtecken ſich eine zweyſchneidige Degenklinge, von zwey bis drittehalb Fuß lang, deren Spitze und Rand jedoch ſtumpf ſind, durch den Hals in den Magen, oder verſchlingen eine lange Haartour, die ſie an einem daran befeſtigten Bande wieder herauf ziehen. Sie nehmen ferner einen kleinen krummgebogenen Stab von Eiſen, der an dem einen Ende in zwey gabelförmige Haken ausläuft, an dem andern Ende aber nur ein Ganzes ausmacht; ſtecken jenen doppelten Haken, oder das Ende, welches aus zwey gabelförmigen Haken beſteht, durch beide Naſenlöcher, ſo daß die Spitzen aus dem Munde wieder heraus ſtehen; an dem andern breiten Ende des Eiſens aber, welches außerhalb den Naſenlöchern empor ſteht, befeſtigen ſie ein Rad, woran einige Schwärmer feſt gemacht ſind. Sie zünden hierauf die Schwärmer an, und indem dieſe, vermittelſt des Rades herumlaufen, verurſachen ſie eine ſolche Erſchütterung, daß dem Taſchenſpieler oft das Blut aus Naſe und Mund heraus dringt.

Das bey uns ſo bekannte Spiel mit den Bechern, unter welchen die Taſchenſpieler kleine Kugeln verwechſeln, geſchieht, ſo wie überhaupt jede Verwechſelung der Dinge, von den indiſchen Taſchenſpielern mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. So zeigen ſie zum Beyſpiel irgend eine Sache in der Hand, und, ohne ſie an den Körper zu bringen, verwandeln ſie ſolche in kleine Schlangen. Ihre Geſchicklichkeit im Balanciren zeigen ſie weiter, indem ſie einen Kräuſel, der am untern Ende eine

eiſerne Pinne hat, durch eine Leine im Umlauf bringen, ihn auf einem Stocke auffangen, und mit dem Stocke im Laufe auf die Naſe balanciren. Sie erhalten auch wohl auf ihrer Naſe eine große runde Kapſel auf einem Stocke, an welchem mehrere kleine Kapſeln von Nußſchalen an Fäden herab hängen. In dieſe kleinen Kapſeln ſtecken ſie, während des Balancirens, kleine Reiſer, deren unteres Ende ſie auf die Oberlippe ſetzen. Sobald nun alle dieſe Reiſer auf der Oberlippe ſtehen, nehmen ſie den Stock unter der großen Kapſel von der Naſe weg, ſo daß dieſelbe nur noch auf den kleinen Reiſern auf der Oberlippe ruhet. Aber nun ziehen ſie auch von dieſen Reiſern eins nach dem andern weg, bis zuletzt die große Kapſel nur von einem einzigen in einer kleinen Kapſel unterſtützt, auf dieſem allein ruhet, und alſo im Gleichgewichte erhalten wird. Während dieß alles geſchiehet, reihen ſolche Gaukler mit dem Munde und der Zunge mehrere kleine Perlen auf ein Pferdehaar, ohne Zuthun der Hände.

Ein anderes ihrer Kunſtſtücke iſt, daß ſie zwey, drey und dann vier metallene Kugeln (Schellen), von der Größe eines großen Apfels, ſehr geſchickt in die Luft werfen, und ſolche wieder auffangen, ohne daß nur eine davon zu Boden fällt: wie dieß auch die Taſchenſpieler in Europa mit Citronen zu thun pflegen. Auf der Zeichnung Tab. XIII. Fig. 40. ſieht man den Taſchenſpieler in dieſer Stellung. Auch balanciren ſie eine ſteinerne Kugel, von der Größe einer 48pfündigen Kanonenkugel, auf Arme, Hände und Rücken, wohin ſie ſolche mit vieler Geſchicklichkeit zu werfen wiſſen.

Selbſt den unbehülflichen Thieren ſcheint der Indier ſeine

Gewandheit mitzutheilen. Da kommt ein Menſch her, und führt einen Stier. Zugleich hat er drey bis vier Stücke Holz bey ſich, in Form eines großen Bechers. Jetzt legt er ſich rücklings auf die Erde, ſetzt eins von jenen Holzſtücken auf ſeinen Leib und commandirt ſein Thier. (Siehe Tab. XIV. Fig. 42.) Der Stier ſetzt den einen Vorderfuß auf den Becher, dann den andern, nun den einen, endlich auch den zweyten Hinterfuß, und ſo erhält er ſich auf dieſer becherartigen Maſchine im Gleichgewichte, zum Erſtaunen des Zuſchauers. Aber noch nicht genug. Jetzt hält der Menſch den zweyten Becher über den erſten. Leiſe ſetzt der Stier den einen Fuß darauf, und der Führer ſchiebt dieſen zweyten Becher auf den erledigten Platz des erſten, und ſo ſteigt das Thier nach und nach mit allen vier Füßen auf den zweyten Becher; ſo auf den dritten, und auf den vierten, und balancirt mit einer Leichtigkeit, die unbegreiflich iſt. — Auch lehrt man dieſes Kunſtſtück den Ziegenböcken, auf welchen die Affen umher geführt werden. — Wen ſoll man mehr bewundern, die Menſchen oder das Thier? —

Außer dem Stier zeigen die Indier noch andere Thiere. Die Schlangenfänger ziehen mit ihrer Beute umher und laſſen ſie für Geld ſehen. (Siehe Tab. XIV. Fig. 41.) Dieſe Schlangen, z. B. die Cobra Capella — Brillenſchlange — Cobra Manillcha und andere mehr, werden in runden flachen Körben aufbewahrt, in welchen ſie zuſammen gewickelt liegen, und worin der Schlangenfänger acht und mehrere bey ſich führt. Sobald der Deckel eines dieſer Körbe aufgehoben wird, fährt die Schlange in die Höhe; ihr Beherrſcher fängt hierauf auf

einem dem Dudelſack ähnlichen Inſtrumente zu ſpielen an, wodurch die Schlange ſogleich beſänftigt wird, und den Kopf zu dem Tacte der Muſik neigt, bis ſie am Ende einzuſchlafen ſcheint. Um die Schlange wieder zu ermuntern, läßt der Gaukler die Muſik ſchweigen, und ſchüttelt einen mit rothen Tuche umzogenen Ring, den er am Arme hält, worauf die Schlange in Zorn geräth, und mit Heftigkeit nach dieſem Ringe ſchießt; da ihnen aber die Zähne ausgebrochen ſind, und mit ſolchen das Gift benommen iſt, ſo können ſie keinen Schaden thun. — Das angeführte muſikaliſche Inſtrument iſt ein ausgehöhlter Kürbis, an welchem oben ein Mundſtück, wie an den Clarinetten, befindlich iſt, unten aber ein Rohr mit verſchiedenen Löchern, worauf mit den Fingern geſpielt, und oben an dem Mundſtück der Wind hinein befördert wird. An dem Bauche dieſes Inſtruments befindet ſich ein Spiegel, welchen ſie der tanzenden Schlange vorhalten.

Dieſe zur Schau aufbewahrten Schlangen werden mit ein wenig Eydotter gefüttert, wodurch ihr Leben nur kärglich hingehalten wird. Die Art, wie die Schlangen gefangen werden, iſt äußerſt einfach, und da ich hiervon ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſo will ich ſolches etwas näher beſchreiben.

Als ich mich einſt zu Luce, drey engliſche Meilen weſtwärts von Madras aufhielt, ſah ich, wie ein Schlangenfänger in dem Garten des dort wohnenden katholiſchen Geiſtlichen in Zeit von einer halben Stunde fünf Stück verſchiedener Schlangen fing, worunter ſich drey Cobra Capella befanden. Der Schlangenfänger bat mich, ihm dicht auf den Ferſen zu folgen, indem er betheuerte, daß ich nichts von den ſich nähernden Schlangen zu

fürchten habe. Er fing bald darauf auf ſeinem Inſtrumente zu ſpielen an; worauf ſich denn auch gleich eine Schlange im Graſe zeigte; ſie kam langſam gegen den Fänger heran gekrochen, bis ſie dicht vor ſeinen Füßen anhielt, und in eine Art von Betäubung verſunken zu ſeyn ſchien. Dieſen Augenblick benutzte der Fänger, faßte die Schlange, nachdem er zuvor einige Worte in den Bart gemurmelt, auch auf die Schlange geſpieen hatte, an der Kehle, riß ihr mit einem Stücke Zeug die Zähne aus, und ſteckte ſie in einen ſeiner Körbe. Die Hindoos dürfen bekanntlich kein Thier tödten; ſobald ſie daher mehrere fangen, als ſie fortbringen können, benehmen ſie ihnen das Gift, und laſſen ſie wieder gehen.

Affen, Bären, Tiger, Panther, Leoparden, Hyänen, Kaimans, oder Alligators und andere wilde Thiere werden von den Indiern zur Schau umher geführt. Der kleine gemeine Affe ſpielt hierbey eine Hauptrolle; man ſieht ihn täglich auf den Gaſſen umherführen, und entweder auf einem Hunde oder Ziegenbocke reiten, wobey er ſeine Sprünge und Kunſtſtücke zeigen muß.

Zwerge und Mißgeburten ziehen häufig umher, und ſetzen das ſchauluſtige Publicum in Contribution.

Ich ſah einſt hier in Madras eine Mißgeburt von Zwillingen. Es war ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren, aus deſſen Unterleibe der untere Theil eines andern Knaben herab hing. Man konnte von dem zweyten die Beine, Lenden und einen Theil des Leibes ſehen; auch waren die Schamtheile und der Hintere völlig ausgewachſen. Der Knabe konnte ſeine Nothdurft aus beiden Theilen dieſes doppelten Körpers verrichten.

Zwanzigſter Brief.

Madras den 20ſten Auguſt 1791.

Unſer Regiment erwartet nächſtens den Befehl zur Abreiſe; die Schiffe, die es zurück bringen ſollen, ſind bereits ernannt. Ich muß eilen, um Ihnen noch die Stadt, worinnen ich mehrere Jahre mit Vergnügen lebte, und deren Bewohner, die ich lieb gewann, noch in meinem letzten Briefe aus Indien zu beſchreiben.

Der Proſpect No. 10. iſt eine Abbildung des Forts St. Georg. Es iſt von den Engländern im Jahr 1737 angelegt; liegt im dreyzehnten Grade acht Minuten ſüdlicher Breite, und acht und neunzig Grade vierzehn Minuten öſtlicher Länge, hart am Meere, eine halbe Meile von Madras entfernt. Die Feſtungswerke ſind von Backſteinen erbauet; der Graben kann ab und zugeleitet werden. Die Seeſeite iſt blos mit einem gemauerten Walle befeſtigt, der gute Kaſematten hat, welche ſo eingerichtet ſind, daß beſtändig Truppen darin liegen können. Nach der Landſeite zu ſind ſehr beträchtliche Außenwerke. Unter dem ſchönen Glacis liegen Mienen; die Baraken für die Truppen in der Feſtung ſind gewölbt, damit ſie während einer Belagerung die Bomben abhalten mögen. Wenn man aus dem bedeckten Wege des St. Georgen-Thores kommt, geht eine ſchöne Allee bis zur Esplanade, die das Fort von der Stadt Madras trennt. Vier

Hauptthore gehen aus der Feſtung, drey nach der Landſeite, eins nach der See zu. Jene heißen das oben erwähnte St. Georgen-Thor, das Norder- und Wallajaw-Thor, dieſes das See-Thor. In der Feſtung iſt die Regierung der Präſident-ſchaft Madras. Hier iſt auch die Börſe, auf welcher anſehn-liche Wechſel- und Handlungsgeſchäfte betrieben werden, und wo die Lotterie gezogen wird. Von dem Kirchthurm in der Feſtung werden die ankommenden Schiffe, die man ſchon in einer Entfernung von fünf bis ſechs engliſchen Meilen von Ma-dras erkennen kann, ſignaliſirt, und nachher in dem Kalender jedes Jahres aufgeführt.

An der Oſtſeite von St. Georg liegt das kleine Fort Square, welches noch von den Portugieſen, ganz nach Art der Alten, erbauet worden iſt. Es hat über dem Eingange einen Thurm, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben, an deren Ecken kleine runde Baſtionen ſind. (Siehe Proſpect No. 6.) Hierin iſt das Gouvernementshaus, ein ſchönes hohes Gebäude, wel-ches für alle öffentliche Verrichtungen der Regierung, für die Audienzen und für das Conſeil beſtimmt iſt. Der Gouverneur hat außer dieſem Gebäude noch ein andres zu ſeinem Gebrauche, das Admiralitäts-Gebäude, wo Bälle, Concerte und große Gaſtmähler gegeben werden. Er wohnt gewöhnlich auf ſeinem Landſitze, eine engliſche Meile von der Stadt. In dem Fort Square ſind neben dem Gouvernementshauſe die Wohnungen, Höfe und Kammern der Bedienten der oſtindiſchen Compagnie.

Die Stadt Madras, die von den Europäern auch die ſchwarze Stadt (Pettah) genannt wird, weil ihre mehreſten Einwohner Indier ſind, geht in einem halben Zirkel, von

Oſten gegen Weſten, um die Feſtung herum, und iſt nach Norden und Weſten mit einem Walle von Erde umgeben, welcher mehrere mit Geſchütz beſetzte Baſtionen hat. Dieſe jetzt ſo ſehr bevölkerte und auch von vielen Europäern bewohnte Stadt iſt zuerſt von den Portugieſen angebauet worden, an einem Orte, wo ehemals bloß einige Fiſcherhütten ſtanden. Jetzt iſt in ihr ein Zuſammenfluß von allen Völkern der Erde; doch wohnen die Hindoos abgeſondert von den übrigen Nationen in ihren beſondern Straßen. Die Paritſchary, der Ort, wo die Pariars wohnen, liegt an der Nordſeite. Daran grenzt der Pallaſt des Nabobs, welcher bloß von ſeinen Frauenzimmern bewohnt iſt. An der Oſtſeite der Stadt iſt eine Barake, in welcher acht hundert Mann Truppen liegen können, deren Officiere ſich in der Stadt einmiethen dürfen, wofür ſie die Bezahlung erhalten. An der Südweſtſeite befindet ſich das große Militair-Hoſpital.

Die Stadt hat außer den vielen Moſcheen und Pagoden zwey katholiſche und eine armeniſch-griechiſche Kirche. Die Häuſer der vornehmen Indier ſind von mehrern Stockwerken, umgeben mit ſchönen Säulen-Baluſtraden, und mit platten Dächern gebaut. In der Mitte eines ſolchen Hauſes iſt ein geräumiger Saal, zum Speiſen und zum Empfange der Beſuchenden beſtimmt. An denſelben ſtoßen mehrere Zimmer, die zu Schlafgemächern, Kinder- und Geſindeſtuben gebraucht werden. Dieſen Häuſern der Indier ſind die Wohnungen der Europäer ziemlich gleich; doch mit dem Unterſchiede, daß dieſe dem wohlthätigen Durchzuge der Luft mehr Eingang verſchaffen, als jene der Indier. Die mehreſten Häuſer enthalten

wenig Holz und brennbare Materialien, daher giebt es wenig Beyſpiele von Feuersbrünſten, ungeachtet die Feueranſtalten nicht die beſten ſind. Doch ſieht man oft die Hütten der Pariars abbrennen, welches keinen Schaden thun kann, indem ſie abgeſondert von andern Gebäuden liegen.

Die Meublen ſind theils von Mahagony-, theils von einheimiſchen Holze, von Teak-, Sandel- und Ebenholze. Jedes Haus eines Europäers iſt auf das ſchönſte mit Globlaternen erleuchtet. Außerdem braucht man in allen Häuſern gläſerne Glocken (Schädes), die man über die Lichter ſetzt, damit ſie von dem ſtarken Zuge der Luft nicht ausgelöſcht werden.

Die Einwohner dieſer Stadt leben nicht allein gut, ſondern viele leben auch auf einem ſehr glänzenden Fuß. Die Gouverneurs in Indien führen in ihren Equipagen und in der Anzahl ihrer Dienerſchaft einen pomphaften Staat, der in dieſem Lande durchaus nothwendig iſt, um ſich Anſehn und Würde zu verſchaffen. Alle, die den guten Ton mitmachen wollen, ahmen ihm im Luxus, ſo gut ſie können, nach. Dieſer Luxus, oder vielmehr aſiatiſche Pomp zeigt ſich vornehmlich, außer der zahlreichen Dienerſchaft und den glänzenden Equipagen, in einer gut beſetzten Tafel, ſchönen Wohnungen und Gartenhäuſern, und in einer großen Gaſtfreyheit. Iſt jemand verheirathet, ſo erwartet jeder Freund, der ihn am Morgen beſucht, daß er ihn zum Frühſtück, oder am Abend zur Tafel einlade. Eine ſolche Art zu leben ſetzt voraus, daß die Einkünfte dazu hinreichen. Wirklich ſind auch die Aemter ſehr einträglich. Die nächſten Civil-Bedienungen nach den Räthen des Conſeils (woraus die Reſidenten oder Vice-Gouverneurs der verſchiedenen

Diſtricte der Präſidentſchaft genommen werden) ſind die Handelsfactoren (the senior and junior Merchands), die Secretairs und Schreiber, die Aufſeher und Verwalter der Magazine, die Zahlmeiſter und Einnehmer der Einkünfte der Diſtricte. Dieſe alle bekommen nicht nur einen ſehr großen Gehalt, ſondern ſie erwerben auch in wenig Jahren ein anſehnliches Vermögen durch mancherley Handelsgeſchäfte, durch Theilnahme an der Bank, an den Aſſecuranzen und andern Speculationen, womit ſie dann nicht ſelten nach England zurückkehren, und dort, wegen ihres Reichthums und ihrer Art zu leben, indiſche Nabobs genannt werden. Sehr gut beſoldet ſind auch die Medicinal- und Wundärzte der oſtindiſchen Compagnie, und ſie leben, da ſie ſich außerdem noch durch ihre Nebenpraxis Wohlſtand und Reichthum erwerben, auf einen anſehnlichen Fuß. Die europäiſchen Kaufleute erwerben große Summen durch ihre Spekulationen in Wechſelgeſchäften, im Groß- und Klein-Handel, und es iſt eine große Seltenheit, wenn hier ein Haus bankerot wird. Kleine Kaufleute ſteigen durch Sparſamkeit und glücklichen Handel zu anſehnlichen Häuſern empor.

Die oſtindiſche Compagnie verſorgt ihre Bediente nicht nur mit gutem Gehalte, ſondern ſie iſt auch auf die Erhaltung derſelben edelmüthig bedacht. Alle Perſonen, die zu ihrem Civil- und Militairdienſte gehören, genießen bey Krankheiten freye Cur und freye Arzney; die Unvermögenden erhalten, wann ſie geneſen, zur Stärkung, auf Anzeige des Arztes, Portwein unentgeldlich. Der Kranke in dem Militair-Hoſpital wird auf das beſte verpflegt. Er liegt in einem Ruhebette, deſſen Boden aus

Stricken von Kokusbaſt geflochten iſt, worauf eine Matte und ein Kopfkiſſen liegt. Die Speiſen beſtehen aus Fleiſchbrühe oder Pfefferwaſſer; die Geneſenden bekommen Correy und Reis, auch eine gewiſſe Quantität Madera-Wein. —

Nach dieſer Bemerkung über die wohlthätige Anſtalt für das Militair komme ich auf die Lebensart der hieſigen Einwohner zurück.

Die mehreſten Civil-Bediente zu Madras wohnen auf ihren Landſitzen auf Choultry Plain, Vepery, St. Thomae oder Luce. Mit Anbruch des Tages, fünf Uhr Morgens, ſteht man auf, kleidet ſich an, fährt oder reitet ſpazieren, und frühſtückt um acht Uhr. Dieß iſt eine beſtimmte Zeit, wenn man bey irgend jemanden ein Geſchäft hat, oder ihn überhaupt ſprechen und beſuchen will, wo man den Wirth des Hauſes gewöhnlich antrifft. Die Wacht-Paraden werden gewöhnlich gegen ſieben Uhr des Morgens aufgeführt. Die Waffenübung wird, in der Exercierzeit, des Morgens von ſechs bis acht Uhr vorgenommen, vorzüglich in der angenehmſten Zeit, den Monaten Januar, Februar und März. Die vom Militair können alſo zu dieſer Zeit ſelten das Vergnügen eines Morgenſpazierganges genießen. Um neun Uhr geht ein jeder an ſeine beſtimmten Berufsgeſchäfte, die gewöhnlich bis zwey Uhr dauern, worauf geſpeiſt und nach Tiſche Sieſta (Nachmittagsruhe) gehalten wird. Gegen fünf Uhr kleidet man ſich an, fährt, reitet, oder läßt ſich im Palankin auf den Spaziergängen umher tragen, und beſucht auf Thee und Kartenſpiel die Bekannten, bey denen man gewöhnlich zum Abendeſſen bleibt, und vor zwölf Uhr ſelten zu Bette geht. Man ſchläft gewöhnlich auf einer dünnen,

mit Pferdehaar geſtopften Matratze, oft auch nur auf einer Matte, mit einem harten Kopfkiſſen und Polſter. Die Decke (Palampoor) iſt von feinem farbigem Cattun, und ſelten gefüttert. Um des Nachts von den unangenehmen Gäſten, den Muskitos (Mücken), verſchont zu bleiben, hat man hier im Innern der Bettſtellen feine Umhänge von Gaze angebracht, die bey Tage unter dem Himmel des Bettes aufgebunden, und beym Schlafengehen herabgelaſſen werden.

Sucht man öffentliche Vergnügungen in Madras, ſo geht man in ein Publik Room, d. h. in eine geſchloſſene Geſellſchaft, die an einem gewiſſen Tage der Woche zuſammen kommt, und ſich mit Tanz und Kartenſpiel beluſtigt, auch zum Abendeſſen bey einander bleibt. — Im Admiralitäts-Gebäude wird alle vierzehn Tage Concert gehalten, an welchem nicht allein Muſikverſtändige thätigen Antheil nehmen, ſondern auch einige Damen zu ſingen pflegen.

Obgleich keine Schauſpieler zu Madras ſind, ſo werden doch oft Schauſpiele von Liebhabern des hieſigen Civil- und Militair-Publicums mit vielem Beyfalle gegeben. Jährlich werden zu Marmelon, ſechs engliſche Meilen von Madras, zweymal Pferderennen gehalten, die jedesmal drey Tage dauern, und bey welchen anſehnliche Summen verwettet werden. Man nimmt dazu arabiſche und einheimiſche Pferde, weil die engliſchen, des weiten Transports halber, zu theuer kommen, auch wegen der großen Hitze mit den aſiatiſchen Pferden nicht ausdauren können. — Nach dem Pferderennen, welches des Morgens in der Kühle gehalten wird, wird gefrühſtückt, und nachdem zuweilen getanzt.

Zu den Luſtpartien, welche zuweilen geſchloſſene Geſellſchaften nach den nahe belegenen Oertern um Madras machen, gehören der St. Thomasberg, und das Dorf Ennore. Der St. Thomasberg, auch bey den Engländern hier unter dem Namen Mount bekannt, liegt acht engliſche Meilen ſüdweſtwärts von Madras. Das Artilleriecorps der oſtindiſchen Compagnie hat hier ſeine Cantonnirungsquartiere, und wohnt in ſehr ſchönen und geräumigen Baraken. Auf dem Berge liegt eine katholiſche Kapelle, bey welcher einige portugieſiſche Patres wohnen. Man ſteigt den ſehr ſteilen Berg auf einer breiten, ſteinernen Treppe hinan. Der heilige Thomas, deſſen Andenken den chriſtlichen Indiern überall heilig iſt, ſoll, der Sage nach, hier begraben liegen. Man hat von dem Berge herab eine der ſchönſten Ausſichten; vorzüglich gewährt Madras und das Fort St. George, mit der von vielen Schiffen bedeckten Rhede, einen prächtigen Anblick. Weſtwärts liegt das Fort Pondamaly, und hinter dieſem erblickt man in der Ferne die blaue Gebirgskette der Gauts.

Zu Ennore, einem kleinen Dorfe, acht engliſche Meilen nordwärts von Madras, hat eine Geſellſchaft Engländer, außer einem ſchönen maſſiven Gebäude, mehrere Bongalos an der Mündung eines kleinen Fluſſes, nahe am Geſtade des Meeres, erbaut. Es ſind Häuſer von Erde und Lehm, die gewöhnlich rund, oder in Form eines Achteckes gebaut, und mit Schilf oder Palmzweigen bedeckt ſind. Man beſucht dieſen Ort zum Vergnügen, oft aber auch zur Wiederherſtellung der Geſundheit, da man ſich hier des Seebades bedienen kann. Nicht weit von hier liegt in der See eine Auſterbank. Ueberhaupt bekommt man hier die beſten

Fluß- und Seefiſche, von deren Fang ſich die Einwohner dieſes Dorfes vorzüglich nähren.

Das Dorf Meliapoor, oder St. Thomas, zum Andenken des ſchon erwähnten Heiligen *) dieſes Namens ſo genannt, liegt vier engliſche Meilen ſüdwärts von Madras an der Seeküſte. Es iſt mehrentheils von Portugieſen und Mohammedanern bewohnt; doch ſind auch hier mehrere Gärten und Landſitze einiger Engländer und zum Hofſtaate des Nabobs gehörender Officianten und Bedienten. Auch hat der in den oſtindiſchen Gewäſſern commandirende Admiral oder Commandeur des Geſchwaders hier ein zierliches Landhaus und ſchöne Garten.

Auch das Vergnügen des Umganges mit gebildeten Damen entbehrt hier der Europäer nicht. Das engliſche Frauenzimmer, das hier einer beſondern Achtung genießt, wird wegen ſeiner Seltenheit ſehr geſchätzt, und macht häufig ſehr vortheilhafte Heirathen; ja es kommen oft junge Frauenzimmer aus Europa, um ihre etwanigen Anverwandte und Freunde zu beſuchen, eigentlich aber in der Hoffnung, eine reiche Partie zu treffen, und ſelten werden ſie in ihrer Hoffnung getäuſcht.

Lady Campbell, die Gemahlin des ehemaligen Gouverneurs, Generalmajors Sir Archibald Campbell, verdient hier wegen ihres

*) Der Indier Glaubensbekehrer St. Thomas, Apoſtel, Manichäer, oder armeniſcher Kaufmann, litt zu Meliapoor, im achten Jahrhundert, den Märtyrertod, wo die Portugieſen unter dem Namen St. Thomae, eine biſchöfliche Kirche gründeten, und wo der Heilige ein jährliches Wunder that, bis ihn die unheilige Nachbarſchaft der Engländer zu ſchweigen gebot. — La Croze Histoire des Jndes. 2 Bände. La Haye 1758.

vortrefflichen Characters und ihrer liebenswürdigen Eigenſchaften einer beſonderen Erwähnung. Ihr Gemahl kam im Jahre 1786 nach Madras, und ging 1789 wieder nach England zurück, wo er bald nachher ſtarb. Dieſe Dame, die zu den geſellſchaftlichen Vergnügungen ungemein viel beytrug, errichtete auf ihres Gatten Landſitze ein hübſches kleines Theater, auf welchem die angeſehenſten Perſonen beiderley Geſchlechts Schauſpiele aufführten. Sie ſtiftete mehrere milde Anſtalten; im Jahre 1787 eröffnete ſie eine Subſcription zu einem Knaben= und Mädchen=Aſyl, welches ſo reichlich begabt wurde, daß das Unternehmen mit dem beſten Erfolge gekrönt ward. An Zöglingen, welche aus proteſtantiſchen Kindern verarmter Aeltern, oder aus ſolchen, die hier von den Europäern ſo häufig außer der Ehe mit Indierinnen gezeugt werden, beſtehen, konnten bey den Mädchen auf 140, bey den Knaben auf 100 angenommen werden. Die Regierung wies dazu Gebäude in Vepery an, und der damalige Miſſionair, Herr Gerke, ein Deutſcher, erhielt die Aufſicht darüber. Aus Europa werden Lehrer und Aufſeherinnen dazu verſchrieben, welche den Zöglingen in der Religion, im Schreiben, Rechnen und Handarbeiten Unterricht geben. Die ſämmtlichen Kinder werden reinlich gekleidet und geſpeiſt. Die Mädchen tragen ein weiſſes Gewand mit einer blauen Schärpe, die Knaben weiſſe Jacken und Pantalons. Bis ins ſechzehnte Jahr bleiben ſie in dieſer Lehranſtalt. Die Mädchen können alsdann bey Damen als Kammermädchen ꝛc. in Dienſte gehen, wozu ſie eine kleine Ausſteuer an Kleidung und Geld bekommen; die Knaben aber irgend ein Handwerk erlernen, oder Militairdienſte nehmen. Die Segenswünſche

vieler geretteten Unglücklichen, ſo wie das Andenken des dank-baren Publicums, begleiteten dieſe edle Dame, als ſie mit ihrem Gemahl nach Schottland in ihr Vaterland zurückging.

Dieſer Gouverneur trug vieles zu den zweckmäßigen Veränderungen der Civil- und Militair-Kammern bey; nur wurde ihm Schuld gegeben, daß er in Beſetzung der Aemter und Commandantenſtellen zu parteyiſch gegen ſeine Verwandte und Landesleute, die Schotten, geweſen ſey. Was man übrigens auch hin und wieder an dieſem Mann zu tadeln wußte, ſo hatte er doch die allgemeine Stimme für ſich, vorzüglich die der beſſern Menſchen, ſo wie auch der Eingebornen. Er war ein ſehr geſchickter Soldat, und gab dem Militair ein dem hieſigen Local angemeſſenes Evolutions-Reglement. Auch ſoll er als Staats- und Geſchäftsmann ſich ſehr einſichtsvoll und thätig bezeigt haben.

Außer dem von Lady Campbell errichteten Aſyl unterhält die oſtindiſche Geſellſchaft zu Madras ein Waiſenhaus für Knaben; überhaupt aber iſt die hieſige Regierung bemüht, unter den Eingebornen Aufklärung durch Lehranſtalten zu befördern.

Der würdige Miſſionair Schwarz, ein Deutſcher, hat auf Koſten der oſtindiſchen Compagnie eine Schule für indiſche Kinder zu Tanjore angelegt; allein die Braminen arbeiten ihm heimlich entgegen, und ſeine edlen Bemühungen haben bisher noch nicht den guten Erfolg gehabt, der ihnen zu wünſchen wäre. Dieſer thätige Greis ſteht wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeiner Kenntniß der Landesſprachen bey den Engländern ſowohl als bey den Indiern in hohem Anſehen. Er wurde von der engliſchen Regierung mehrmals als Unterhändler an den Hof

des Hyder Aly und ſeines Sohnes und Nachfolgers, Tippoo-Saib, geſandt, und verrichtete ſeine Geſchäfte jederzeit zur vollkommenen Zufriedenheit beider Theile.

Ein ehemaliger Jeſuit, Pater Manenti, ein Italiäner, erhielt vom engliſchen Gouvernement die Erlaubniß, 25 engliſche Meilen von Madras eine katholiſche Colonie zu gründen, wozu ihm ein anſehnlicher Strich Landes, nebſt den nöthigen Materialien und Geld gegeben wurde. Das Unternehmen glückte, und der dankbare Manenti nannte die Colonie, dem Gouverneur zu Ehren, Campbell-Pett.

Obſchon Madras keine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte hat, ſo trifft man hier doch verſchiedene Individuen an, die wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzen, und ſie zum Beſten des Publicums verwenden. Im Jahr 1787 kam ein Herr Toppin nach Madras, der den Auftrag erhielt, die geographiſchen Höhen der Koromandelküſte aufzunehmen, welches Geſchäft er zur Zufriedenheit des Gouvernements beendigte. Er war der Stifter einer geographiſchen und aſtronomiſchen Geſellſchaft, die ſich nachher zu Madras conſtituirte.

Der Ober-Chirurgus, Mr. Anderſen, machte einen Verſuch, die Cochenille hier einheimiſch zu machen, und ſie zu einem nützlichen Handelszweige empor zu bringen, wozu er von der Academie der Künſte und Wiſſenſchaften zu London, vorzüglich aber von deren Präſidenten, Sir Joſeph Banks, unterſtützt und aufgemuntert wurde. Auch beförderte er die Anpflanzung der Maulbeerbäume, um in hieſiger Gegend den Seidenbau zu beleben.

Im phyſiſchen und mechaniſchen Fache zeichnete ſich ein

gewiſſer Mediciner, Doctor Lucas, vortheilhaft aus. Unter ſeiner Aufſicht wurde das ſchöne Gebäude zu Vepery zur Verſammlung der dortigen angeſehenen Freymaurer aufgeführt; auch erfand er eine neue Art, die Seitenwände in einigen Gebäuden ſo einzurichten, daß die Luft zwar freyen Durchzug hat, der Regen und die Sonnenſtrahlen aber nicht durchdringen können. Dieſe Wände werden von auf einander gelegten Dachziegeln aufgeführt. Herr Bell, zweyter Prediger an der engliſchen Kirche zu Madras, hält öffentliche Vorleſungen über die Experimental-Phyſik. Als Schriftſteller und Dichter zeichnen ſich der nunmehr verſtorbene Hugh Boyd (Hafen-Capitain) aus. Er iſt einer der Hauptmitarbeiter und Redacteur einer hieſigen Zeitung, The Madras Courier, genannt. In der Jenaer allgem. Litter. Zeitung vom Jahre 1801 findet man eine Biographie und Anzeige ſeiner litterariſchen Producte im Necrolog.

Ein Rechtsgelehrter, Mr. Popham, pachtete einen Strich Landes, ſechs Meilen nordwärts von Madras, um Gemüſe ꝛc. zum Verkauf nach der Stadt darauf zu ziehen. Auch kaufte er Ochſen, Schaafe, Schweine, Geflügel ꝛc. auf, um ſie auf ſeinem Pachthofe züchten zu laſſen, und nachher auf dem von ihm dazu erbauten Bazar zu verkaufen. Indeſſen hatte die Sache nicht den erwünſchten Fortgang, den man davon erwartete. Der Unternehmer konnte, wegen ſeiner überhäuften Berufsarbeiten, das Geſchäft nicht ſelbſt thätig genug betreiben, und wurde von ſeinen Verwaltern hintergangen. Uebrigens iſt dieſer Mann ein Bruder des Sir Home Popham, eines ausgezeichneten engliſchen Seeofficiers.

Für die Erziehung der Jugend der hieſigen Europäer wird

eigentlich nur ſchlecht geſorgt. Die Aeltern übernehmen dieſes Geſchäft Anfangs ſelbſt, und ſchicken ihre Kinder gegen das achte Jahr nach England, wo ſie alsdann nichts ſparen, was zu ihrer Bildung und Vervollkommnung beytragen kann. Die Kinder lernen durch den häufigen Umgang mit dem Geſinde ſehr leicht die hieſigen Landesſprachen, vorzüglich ſprechen ſie das hier übliche, gebrochene Portugieſiſch, weil die mehrſten Ammen und Kindermädchen von der Nation der gemiſchten Portugieſen ſind.

Eines der angenehmſten Ereigniſſe für Europäer iſt die Ankunft der Indiamen, mit welchen außer den europäiſchen Nachrichten, Waaren ꝛc. auch Paſſagiere mitkommen.

Die zuerſt ankommenden haben gewöhnlich den beſten Markt. Die Commandeurs und Officiere dieſer Schiffe haben einen Antheil an dem Raume, den ſie mit Beladung verſchiedener Galanterie- und anderer Waaren, als Käſe, Porter, Aale ꝛc. zu benutzen ſuchen. Dieſe Artikel werden alsdann von dem Secretair des Schiffes, oder dem Stuart des Capitains, öffentlich ausgeſtellt und verkauft.

Man ſieht zu dieſer Zeit die Damen von einer Bude, wie in old Bond Street in London, zur andern wandern, um neumodiſchen Putz, Bijouterien ꝛc. einzukaufen.

Die Civil- und Militair-Bedienten der oſtindiſchen Compagnie können für den Einkaufspreis, ohne daß etwas für Fracht bezahlt wird, Madera-Wein und Tuch zu Kleidern bekommen, welches man in den Kaufläden weit theurer bezahlen muß.

Auch die jährlich von China kommenden Schiffer bringen

die ſchönſten Seidenzeuge, Nankin, Frauenzimmerſchuhe, Kandiszucker, Thee, Porcellan, Gemählde, Fächer, Spielſachen ꝛc. mit welchen ſie die zum Verkaufen eingerichteten Gewölbe ausſchmücken und Kaufluſtige anzulocken wiſſen.

Trinkbares Waſſer iſt wohl in ganz Indien nirgends ſo gut zu finden, als in Madras. Die Quellen entſpringen in der ſchwarzen Stadt und werden durch eine Kunſt nach dem Fort St. George geleitet. Nahe am Geſtade des Meers befindet ſich ein großer bedeckter Waſſerbehälter, wohin das Trinkwaſſer gleichfalls geleitet wird, und aus welchem ſich die Schiffe verſehen. Es hält ſich ſehr gut auf der See, und wird von den engliſchen Seeleuten dem Themſe- und Gangeswaſſer vorgezogen. In andern Gegenden, vorzüglich im ſüdlichen Theile der Halbinſel, iſt das Trinkwaſſer nicht ſo gut. Man ſagt, es werde dadurch eine gewiſſe Krankheit, der Nervenwurm, hervorgebracht, die einer beſondern Erwähnung verdient. — Der Kranke bekömmt eine Geſchwulſt an irgend einem Theile des Körpers, gewöhnlich an den Beinen, auf denen ſich eine weiſſe Spitze, wie der Kopf irgend eines Eyter-Geſchwüres, zeigt; die weiſſe Spitze iſt ein Ende des Wurms. Er wird mit einer Pinzette ergriffen und auf eine Federſpuhle aufgewickelt, womit man mehrere Wochen fortfährt, bis der oft ſehr lange Wurm ganz herausgewunden iſt. Sobald er bey der Operation reißt, können die Folgen für den Kranken ſehr bedenklich werden.

Die häufigſten Krankheiten der hier lebenden Europäer in Madras ſind Dyſſenterie, Abſonderung der Galle, und die daraus entſpringenden Uebel, nebſt Leberkrankheiten und veneriſchen

Seuchen. — Die Leberkrankheiten, welche gewöhnlich von Erhitzung entſtehen, werden dort durch das Einreiben der Mercurialſalbe behandelt. Auch werden die Patienten, wenn der Abſces der Leber äußerlich erſcheint, operirt.

Damit ich aber meinen letzten Brief nicht mit traurigen Gegenſtänden der Gebrechlichkeit unſrer körperlichen Natur beſchließe, will ich Ihnen noch das Freudenfeſt am Geburtstage unſers Königs beſchreiben.

Mit Sonnenaufgange wird ein Salut gefeuret; alsdann verſammeln ſich ſämmtliche Truppen der Garniſon im Fort St. George in Parade und bilden auf dem großen Platze ein Viereck, in welchem der Gouverneur mit den ſämmtlichen Civilbeamten und dem Generalſtaabe erſcheint. Das Militair giebt eine dreymalige General-Decharge, während das Spiel gerührt wird. Alsdann wird präſentiret, der Gouverneur entblößt ſein Haupt, alle rufen aus: „Es lebe der König!" welches mit einem dreymaligen Hurrah! von allen Anweſenden begleitet wird; darauf bekommen die Soldaten für den Tag eine Portion Fleiſch und Branntwein. Die ſämmtlich anweſenden Officiere, ſo wie die mehreſten Civilbeamten, werden zum Frühſtücke bey dem Gouverneur eingeladen; Mittags iſt große Tafel beym Gouverneur, und ein Ball beſchließt die Feyerlichkeit dieſes Tages.

Ein und zwanzigſter Brief.

St. Helene den 18ten May 1792.

Um die Hälfte bin ich Ihnen nun ſchon näher gekommen, und in ein paar Monaten denke ich Sie nach einer Trennung von eilf Jahren zu umarmen. Dennoch ergreife ich mit Vergnügen die Gelegenheit, einige Briefe nach dem Vaterlande zu befördern, da ein hier liegendes Schiff morgen nach Europa abgeht und dort einige Wochen früher ankommen wird, als wir, weil die unſrigen ſehr ſchlecht ſegeln und bey einander bleiben müſſen.

Den 20. Januar früh verlieſſen wir die Rhede von Madras unter günſtigem Winde, und kamen am 28. März des Abends in der Tafel Bay beym Vorgebirge der guten Hoffnung glücklich vor Anker, nachdem uns unterweges nichts beſonders, als einige ſtürmiſche Witterung, auf der Höhe der Inſel Madagascar, begegnet war. Den andern Tag ging ich mit den mehrſten Officieren unſers Regiments ans Land, und miethete mich vors erſte bey einem in der Capſtadt mir empfohlenen holländiſchen Bürger ein, weil es hier nur wenige Wirthshäuſer giebt, und dieſe nicht zur Bewohnung für Fremde eingerichtet ſind. Ich fand bey meinem Wirthe alle Bequemlichkeit, auch eine wohlbeſetzte Tafel und ſehr guten Wein, von denen ich ſo viel trinken kann, als ich will. Für alles, auch Caffee und Thee,

zahle ich täglich einen ſpaniſchen Thaler, welches ungefähr anderthalb Thaler Convent. Münze macht. In ganz Deutſchland würde ich für dieſes Geld nicht ſo gut leben, wenigſtens nicht alles das erhalten können, was man uns hier dafür reicht.

Unſere erſte Sorge war die Cur und Verpflegung unſerer Kranken, wovon die mehrſten am Scorbut litten. Die Luft, die kräftigen Speiſen, die ſtärkenden Weine, das erfriſchende Gemüſe und treffliche Obſt ſtellten ſie bald wieder her.

Die ſogenannte Capſtadt liegt am Fuße des Tafelberges, welcher darum ſo genannt wird, weil er oben nicht wie andere Berge oder Felſen abgerundet, ſondern ganz platt und an beiden Seiten mit zwey ſpitzen Bergen eingefaßt iſt. Die Stadt iſt ziemlich groß, hat ſehr regelmäßige Straßen und gute Wohnhäuſer, von zwey und mehreren Stockwerken, mit flachen Dächern; doch giebt es einige Häuſer, die mit einer Art ſchwarzer Binſen gedeckt ſind. Sie ſind von Backſteinen erbauet, und mit weiſſem Muſchelkalk übertüncht. Es befinden ſich in der Stadt zwey ſehr wohlgebauete Kirchen, wovon die eine zur reformirten, die andere zur lutheriſchen Gemeinde gehört. Das Caſtell liegt einige hundert Schritt nordwärts von der Stadt, von welcher es durch eine mit Kanälen und Wegen durchſchnittene grüne Ebene getrennt iſt; außerdem iſt die Stadt an beiden Seiten durch mehrere Batterien gedeckt. Die Garniſon beſteht aus einem Regiment Infanterie und einem Bataillon Artillerie, und macht ungefähr zwey tauſend Mann aus.

Die nächſten Umgebungen der Capſtadt ſehen nicht ſehr fruchtbar aus, weil der Tafelberg und ſeine beiden Nachbarn, der Zuckerhut und Teufelsberg, wegen ihrer felſigen Natur keine

Vegetation geſtatten; allein am Fuße derſelben, ſo wie weiter ins Land hinein, iſt der Boden äußerſt fruchtbar. Man findet hier wegen des außerordentlich milden Klima's alle möglichen Früchte und Gemüſearten, als Aepfel, Birnen, Guaves, Nüſſe, Kaſtanien, Orangen, vornehmlich Weintrauben, welche hier zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gedeihen. Auch fehlt es nicht an Waizen, Gerſte, Hafer und Reis. Aber man leidet großen Mangel an Brennholze, welches von den Hottentotten durch Zugochſen aus einer beträchtlichen Ferne in die Stadt gebracht wird.

Am Ende der Stadt, an der Südſeite, dicht unter dem Tafelberge, liegt ein ſehr ſchöner, geräumiger Garten, welcher der holländiſch-oſtindiſchen Handels-Compagnie angehört. Er iſt etwas über 1000 Schritt lang, und etwa 400 breit, und hat ſchöne regelmäßige Gänge, die mit hohen Hecken und Alleen von Eichen eingefaßt ſind. Am Ende dieſes Gartens iſt eine beſondere Abtheilung für fremde und wilde Thiere; wir fanden jedoch nur wenig bemerkenswerthe darin, nämlich einige Straußvögel, und in den Behältern einige wilde Katzen, Falken, Störche, Eulen ꝛc. Gewöhnlich gingen wir hier des Nachmittags ſpazieren, und fanden den Garten immer von Einheimiſchen ſowohl als Fremden ſtark beſucht.

Sie können denken, daß ich Conſtantia, wo der bekannte und berühmte Wein dieſes Namens wächſt, nicht unbeſucht gelaſſen habe. Der Ort liegt etwa ſechs engliſche Meilen nordwärts von der Capſtadt entfernt. Ich machte mit meinem Wirthe und mehreren meiner Cameraden den Weg theils im Wagen, theils zu Pferde, und in ſehr kurzer Zeit, weil die

zwar kleinen, aber äußerſt dauerhaften hieſigen Pferde ſehr ſchnell laufen. Unterweges kehrten wir bey einem Landmanne ein, der uns mit einem ſchönen Frühſtück und ſehr gutem Weine bewirthete.

Sobald wir zu Conſtantia angelangt waren, beſuchten wir das große Weinlager, welches ein langes, geräumiges Gebäude iſt, und wo wir auf beiden Seiten große Fäſſer mit Wein ſahen, der in Gährung war, oder eben gekeltert wurde, weil es gerade in der Zeit der Leſe war. Der Aufſeher dieſes Weinlagers empfing uns ſehr höflich, und ließ uns ſogleich von dem beſten Conſtantiaweine und herrliche Früchte und andre Erfriſchungen vorſetzen. Der Wein hat einen lieblich ſüßſäuerlichen Geſchmack; und da man uns von dem älteſten gab, ſo ſpürten wir ſeine Güte und Kraft ſehr bald, fanden aber auch, daß ſie eben ſo geſchwind verflog. Wir gingen darauf in den Weinberg ſelbſt, deſſen Boden ſehr ſandig iſt. Die Stöcke, welche voll ſchöner Trauben hingen, ſind nicht über zwey Fuß hoch von der Erde. Es iſt nur ein kleiner Fleck Landes, worauf dieſer berühmte Wein wächſt, deſſen Trauben aus Burgund dahin gekommen ſeyn ſollen, und nur allein auf dieſem kleinen Puncte der Erde ſo beſonders gedeihen. Nachdem wir alles beſehen hatten, kehrten wir zu dem Pachter zurück, bey welchem wir den Morgen gefrühſtückt hatten, und aßen dort zu Mittage. Nach der Mahlzeit beſahen wir die ſchöne Gegend umher, und beſtiegen eine Anhöhe, von welcher wir die Capſtadt und die Tafel-Bay, ſo wie die ganze Gegend unter dem Fuße des Tafelberges überſehen konnten. Gegen Abend kehrten wir zufrieden über den angenehm verlebten Tag nach der Capſtadt zurück.

Dem Commandanten der hieſigen Garniſon, Oberſt Gordon,

einem Schottländer von Geburt, und großem Naturforſcher, welcher mehrere Reiſen in das Innere von Afrika gemacht hat, wurde ich eines Tages, nebſt mehreren meiner Cameraden, vorgeſtellt. Er empfing uns äußerſt artig, erzählte uns von ſeinen Reiſen, und zeigte uns mehrere geſammelte Seltenheiten dieſes Landes; unter andern auch ein ausgeſtopftes Camelopardolin, oder Giraffe, welches er ſelbſt geſchoſſen hatte. Dieſes ſeltene Thier iſt vom Kopfe bis zu den Füßen funfzehn bis ſechzehn Fuß hoch, vorn höher als hinten, und das höchſte aller bisher bekannten vierfüßigen Thiere. Sein Fell iſt wie ein Tieger gefleckt; auf dem Kopfe hat es zwey kleine Hörner. Es lebt in Wüſteneyen und Waldungen heerdenweiſe. Der Oberſt beſitzt ein anſehnliches Naturalien-Kabinet von ausgeſtopften vierfüßigen Thieren, Vögeln, Reptilien und Fiſchen, die er uns zeigte und näher beſchrieb, ſo daß ich einen ſehr angenehmen Morgen bey dieſem intereſſanten Manne zubrachte. Wie ſehr habe ich es bereut, ſeine Bekanntſchaft ſo ſpät gemacht zu haben, da wir einige Tage nach dieſem Beſuche bey ihm das Vorgebirge der guten Hoffnung verlieſſen. Wäre ich früher zu ihm gegangen, ſo hätte ich Gelegenheit gehabt, mehrere ſeiner geſammelten Seltenheiten abzuzeichnen. *)

Holländer, die ſich hier niedergelaſſen haben, werden von lauter Sclaven, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, bedient; auch ſind die Arbeiter bey den Factoreyen der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie Sclaven. Die mehreſten davon ſind Afrikaner, doch trifft man auch Aſiaten und Amerikaner dar-

*) Dieſer Mann ſoll ſich vor einigen Jahren in einem Anfalle von Schwermuth erſchoſſen haben.

unter an. Dieſe armen Menſchen werden von ihren Herren unbarmherzig und grauſam behandelt: eine Begegnung, die mir um ſo mehr auffiel, da wir in Oſtindien keinen Sclavenſtand kannten.

Die Kaffern, eine Nation Schwarzer, die in der Nachbarſchaft des Vorgebirges der guten Hoffnung wohnen, ſind groß, wohlgebildet und von ſtarkem Körperbaue, mit wolligem kurzem Haare und aufgeworfenen Lippen. Die Regierung unterhält viele von ihnen, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet ſind, um die ſogenannten Buſchmänner von den hieſigen Plantagen abzuhalten.

Die Hottentotten ſind von mittlerer Größe, haben aufgeworfene Lippen, wolliges Haar und eine gelbbraune Haut. Sie tragen gewöhnlich ein Hammelfell über den Schultern. Die Weiber ſind äußerſt häßlich, ſchmieren ſich mit Fett, und tragen um Arm und Beine die Eingeweide von Thieren als Schmuck; ihre Brüſte ſind von außerordentlicher Länge, ſo daß ſie ſolche ihrem auf dem Rücken hängenden Säuglinge über die Schulter reichen können.

Unſer Aufenthalt in der Capſtadt dauerte drey Wochen; ich zähle ſie unter die ſchönſten meines Lebens. Am 21. April ging ich wieder an Bord, und am 22. des Morgens verlieſſen wir das Vorgebirge der guten Hoffnung. An dem Ausgange der Tafel-Bay liegt eine kleine Inſel, welche die Holländer die Robben-auch Ponguinen-Inſel nennen, und die ihren Namen von den Robben und Ponguinen hat, die man in ihrer Nachbarſchaft in großer Menge findet. Die Ponguine iſt eine Art Ente, welche auch unter Waſſer ſehr geſchwind ſchwimmen

kann, wozu ſie hauptſächlich ihre Flügel, die wie Floßfedern geſtaltet ſind, gebraucht. Auf dieſe Inſel werden von den Holländern Miſſethäter geſchickt, um die Arbeiten, unter Aufſicht von einer Wache, zu verrichten.

Zwey und zwanzigſter Brief.

St. Helene den 19ten May 1792.

Am 14. May liefen wir hier auf der Rhede von St. Helene vor Anker, um von hier aus die Schiffe mit friſchem Waſſer zu verſehn. Eine Anſicht dieſer Inſel, die wenig mehr, als eine bloße Felſenmaſſe iſt, giebt Ihnen der Proſpect No. 11. Sie iſt durch das ſchöne Waſſer, welches hier entſpringt, den nach und von Oſtindien fahrenden Schiffen nützlich, und liegt im ſechzehnten Grade vier Minuten ſüdlicher Breite, und im fünften Grade vier und funfzig Minuten weſtlicher Länge. Sie ſoll zuerſt von den Portugieſen entdeckt und in Beſitz genommen, nachher aber an die Engländer abgetreten worden ſeyn. Außer dem friſchen Waſſer liefert ſie auch wohl zur Noth einige Lebensmittel. Dieſes iſt die Urſache, warum England ſo viele Koſten dieſer Beſitzung wegen verwendet, welche beträchtlich, und dagegen die Producte des Handels und des Lebensunterhaltes nur ſehr unbeträchtlich ſind.

Sie ſehen, dieſe Inſel beſteht aus einer Maſſe ungeheurer

Felſen, die aus dem Meere empor ragen, die jetzt aber zum Theil, vorzüglich in den Ebenen, durch die unermüdeten Bewohner mit vieler Kunſt urbar gemacht worden ſind.

Die Stadt, welche nach der Seeſeite zu befeſtigt iſt, liegt an einer Bucht, in welcher für die Schiffe ein ſicherer Ankerplatz iſt. Auf der einen Felſenſpitze rechter Hand befindet ſich eine mit mehreren Kanonen verſehene Batterie, dergleichen an mehreren Stellen dieſer Inſel angebracht ſind, und von welchen die ankommenden Schiffe ſignaliſirt werden. Kein Fahrzeug darf einlaufen und ſich vor Anker legen, ehe es ein Boot abgeſandt hat, das ſeinen Namen, den Ort, woher es kommt, und die Nation, von der es iſt, angezeigt hat. Ein ſchwarzes Brett, auf welchem mit großen weiſſen Buchſtaben dieſe Nachricht in engliſcher, franzöſiſcher und portugieſiſcher Sprache geſchrieben ſteht, iſt zu dem Ende aufgeſtellt, und kann in einer ziemlich weiten Entfernung durch Hülfe eines Fernglaſes geleſen werden.

Die Wege an den ſteilen Felſen ſind mit vieler Mühe ausgehauen und gearbeitet, und an der abhängenden Seite mit einer kleinen Mauer umgeben. Der Gouverneur und einige Bewohner haben in den Thälern und Ebenen der Inſel kleine Landſitze und urbar gemachte Ländereyen, wohin man auf Mauleſeln oder kleinen Pferden reitet.

Die mehrſten Häuſer ſind von Erde und Lehm gebaut, haben Dächer von Stroh und gewöhnlich nur ein Stockwerk. Die Wohnung des Gouverneurs, ſo wie die Kirche, ſind von Stein erbaut, und mit Dachziegeln gedeckt.

Die Garniſon beſteht aus einem Bataillon Infanterie und zwey Compagnien Artillerie der engliſch-oſtindiſchen Compagnie.

Die Bewohner der Inſel leben größtentheils von Seefiſchen, an welchen ſie einen großen Ueberfluß aller Gattungen haben.

Jährlich werden zwey beſonders dazu beſtimmte Schiffe hierher geſandt, um die Inſulaner und die hieſigen Magazine mit Mehl, Pöckelfleiſch und anderm Vorrathe zu verſehen. Die Magazine müſſen jederzeit mit Lebensmitteln angefüllt ſeyn, um im Nothfalle die hier einkehrenden Schiffe damit verſehen zu können.

Oft ſoll es hier an Regen fehlen, da denn die Früchte mißrathen, oder die Weiden vertrocknen, wodurch unter dem Vieh manche Krankheiten und Seuchen entſtehen. Uebrigens wird das Klima für ſehr geſund gehalten, und von anſteckenden Krankheiten hat man keine Beyſpiele. Wirthshäuſer giebt es hier ſo wenig, wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; indeſſen logiren und ſpeiſen einige Einwohner die hier vorſprechenden Paſſagiere und Schiffer.

Ich ſah bey einem Officier der hieſigen Garniſon ein von ihm geſammeltes Naturalien-Kabinet, welches, außer verſchiedenen merkwürdigen Vögeln, Fiſchen und andern Thieren, eine artige Anzahl ſonderbarer Muſcheln enthielt, welche das Meer hier häufig auswerfen ſoll.

Unter den Fiſchen iſt der Schwimmkopf ſehr merkwürdig, welchen wir hier mehrere Male ſelbſt gefangen haben. Er hat eine harte Schaale, wie die Schildkröte, die oben einen ſpitzen Rücken, unten aber einen platten Boden hat; er kann, wenn

man ihn lebendig auf den Tiſch ſetzt, weiter nichts als die Augen, die Floßfedern und den Schwanz bewegen.

Oben auf den Felſen haben die Einwohner hin und wieder Erdreich angetroffen, und daſſelbe urbar gemacht. Der Gouverneur, Oberſt Brooks, ein liebenswürdiger Mann, der viele Kenntniſſe beſitzt, und uns mit Güte und Gaſtfreundſchaft empfing, hat hier ein Landhaus mit einem recht artigen Garten.

Obgleich die Inſel ihre Bewohner nur kärglich ernähren kann, ſo bemerkt man demungeachtet eine eigene Heiterkeit und Zufriedenheit unter ihnen; auch leben ſie in der beſten Eintracht mit einander. Sie geben einen Beweis, daß man auch ohne Ueberfluß glücklich leben kann.

Zur Ehre der hieſigen Einwohner muß ich noch bemerken, daß ſie ihre Bediente und Arbeiter, welches Mohrenſclaven ſind, menſchenfreundlich behandeln. Dieſe armen Geſchöpfe kommen aus Afrika und werden hier verkauft, wo ſie ein beſſeres Schickſal finden, als ihre Mitbrüder bey den Holländern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu erwarten haben.

In einigen Tagen werden wir wieder unter Segel gehen. Bald, meine Lieben, werde ich Euch im Vaterlande umarmen.

Erklárung der Kupfer.

I.

Erklärung der Proſpekte.

No. 1. Eine Moſchee nebſt dem Mauſoleum eines Nabobs des Karnatiks — Anaverdy Aly Chan. Sie liegt zwiſchen der Feſtung und der Stadt Arkot. Neben dem großen Mauſoleum ſieht man auch Gräber der geringeren Moormen.

No. 2. Anſicht der Feſtung Tritſchinopoly. Sie liegt 100 engliſche Meilen ſüdwärts von Madras, und man ſieht ſie hier im Hintergrunde auf dem ſteilen Felſen, rechter Hand einen Theil der Seringham, und links der Jumbakiſtna = Pagode, nebſt mehreren kleinen Bethäuſern und Choultrys. Im Vordergrunde fließt der Cavery, auf welchem eine Fähre zu ſehen iſt.

No. 3. Anſicht der Feſtung Vellore. Die Feſtungswerke ſind nach indiſcher Art von Granitſtein erbaut. Der hohe Thurm iſt ein nach chineſiſcher Art gebautes Schloß des ehemaligen Rajah — Fürſten — von Vellore. Auf den im Hintergrunde liegenden Bergen ſieht man die darauf angelegten Feſtungswerke, welche den Ort dominiren.

No. 4. Die holländiſche Feſtung Paliacate. Sie liegt an der Seeküſte 30 engliſche Meilen Nordwärts von Madras. Die holländiſch-oſtindiſche Compagnie hat hier eine Handels = Factorey.

No. 5. Vira = Mally. Ein Ort, der wegen ſeiner Pagode, die auf einem ſteilen Felſen liegt, bei den Hindus berühmt iſt. Er liegt im Königreiche Tanjore; am Fuße des Berges ſieht man eine ziemlich große Choultry, und einen großen Tank — Teich — vor derſelben. Im Vordergrunde ſteht ein junger Banianbaum, deſſen Zweige wieder Wurzel in die Erde ſchlagen, links ein Mauſoleum.

No. 6. Paradeplatz im Fort St. George. Rechts ſieht man einen Theil von dem Fort = Square, oder der von den erſten Eroberern, den Portugieſen, erbaueten Feſtung zu Madras, in welchem das Gouvernementshaus ſteht; linker Hand einen Theil der Hauptwache, vor welcher ein Seapoy Schildwache ſteht. Im Hintergrunde rechter Hand ſieht man das Portug. Square. Hier befindet ſich das topographiſche Büreau; auch wohnen daſelbſt einige Officiere vom Geniecorps, und andere zu dieſem Departement gehörende Officianten.

Linker Hand ſtehen die Baraken der garniſonirenden Truppen. In der Mitte ſind einige Gaukler und Equilibriſten beſchäftigt ihre Künſte zu zeigen. Rechter Hand ſieht man einen Palankin, wie er im Laufen getragen wird.

No. 7. Eine Choultry, oder eines derjenigen öffentlichen Gebäude, die in Oſtindien an den Heerſtraßen ſtehn, und in welchen die Reiſenden auszuruhn und zu übernachten pflegen. Ein reiſender Officier iſt ſo eben in dieſer Choultry angekommen, das Frühſtück ſteht bereit, ſein Bedienter — Dübaſchy — bringt das Theewaſſer herbey. Vor der Choultry ſteht ſein Palankin, um welchen ſich ein Theil der Träger gelagert hat. Hinter der Choultry ſteht ſein Pferd angebunden; dieſes geſchieht auf folgende Art: vorn ſind zwey Pflöcke in dem Boden befeſtigt, an welchen der Halfter des Pferdes angebunden wird, und in einiger Entfernung rückwärts wieder ein Pflock, an welchem zwey lange Leinen befeſtigt ſind, die dem Pferde um die Kothen der Hinterbeine geſchlungen werden. Rechts ſieht man eine Bude, welche den Reiſenden mit Reis, Gewürz ꝛc. verſieht. Im Vordergrunde linker Hand iſt ein Indier beſchäftigt, den Saft aus der Kokus-Palme, der oben am Blütenſtiel in einen Topf geſammelt wird, herab zu holen. Er klettert den Baum auf folgende Art hinan: Um die Füße hat er ein von Baſt gemachtes Seil, damit ſolche dicht zuſammen gehalten werden; um den Leib hat er gleichfalls ein ähnliches Seil, welches er um den Baum ſchlingt. Die eine Hand ſtämmt er gegen den Baum, mit der andern ſchiebt er das um den Leib und Baum geſchlungene Seil in die Höhe, zieht dann die Füße nach, und hutſcht auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell den Baum hinan. Im Hintergrunde ſtehen einige Hütten, die von der Kaſte der Pariars bewohnt ſind, welche weder in einer Stadt noch in einem Dorfe wohnen dürfen.

No. 8. Eine Gegend ohnweit Arkot. Dieſe habe ich vorzüglich deshalb gewählt, um eine Anſicht der ſchönen Banianbäume, die man im Hintergrunde ſieht, zu geben.

No. 9. Eine Götzenproceſſion mit Tanzmädchen. Im Hintergrunde ſieht man die Mauer und die Thürme einer Pagode. Rechts ſteht eine Ehrenpforte, unter welcher der Götze, der auf einem Tragſeſſel ſitzt, einige Zeit verweilt hat, während die Tanzmädchen linker Hand, zu Ehren des Götzen, nach der bey ſich führenden Muſik, einen Tanz machen. Im Vordergrunde ſtehen zwey Europäer, die dem Tanze zuſehen. Ein Hindoo neigt ſich vor dem Götzen, indem er zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht beide Hände vor die Stirn hält.

No. 10. Anſicht der engl. Feſtung zu Madras — Fort St. George genannt, von der Landſeite. Auf dem ſtumpfen Kirchthurme werden die ankommenden Schiffe ſignaliſirt. Am Fuße des Glacis

geht eine Allee von Tulpenbäumen her, neben welcher eine Waſſerleitung fließt.

No. 11. Anſicht der engliſchen Niederlaſſung auf der *Inſel St. Helene*. Im Vordergrunde ſteht eine Mauer mit Schießſcharten, welche die Stadt von der Seeſeite umgiebt. Rechter Hand ſteht die Kirche mit einem ſtumpfen Thurm. Das vordere Gebäude mit Fronteau und langen Fenſtern iſt die Wohnung des Gouverneurs. Man ſieht im Hintergrunde die ungeheuern nackten Felſen, welche auch rechts und links die Stadt, die in einem Thale liegt, umgeben. Wege ſind an ſelbigen eingehauen, und an der Außenſeite mit einer Mauer eingefaßt. Auf den Felſen oben rechter Hand ſieht man eine Batterie.

No. 12. Eine Leichenproceſſion, welche im 7ten Briefe Seite 55 beſchrieben iſt.

No. 13. Eine Hochzeitsproceſſion. Siehe 11ter Brief Seite 74.

II.

Erklärung der kleinen Figuren.

Tab. I.

Fig. 1. *Ein Armenier mit der Frau.* Die Armenier, welche ſich zu Madras niedergelaſſen haben, ſind durchgehends wohlhabende Kaufleute; ſie tragen ſich mit einiger Ausnahme wie die Europäer. Statt des Huthes tragen ſie eine in vier Spitzen zulaufende ſchwarz ſammtne Mütze, um den Leib einen Gürtel, auch laſſen ſie den Zwickelbart ſtehen. Die Weiber tragen eine runde platte Haube, die vorn über der Stirn mit Geldſtücken und Edelſteinen eingefaßt iſt — über welcher ſie gewöhnlich einen Schleier tragen; außerdem einen Gürtel oder Shawl, übrigens aber tragen ſie ſich wie die Europäerinnen.

Fig. 2. Dieſer *koloſſaliſche Stier* befindet ſich in der Pagode zu Tanjore, und iſt aus einem Stück Granitfels gehauen, von 12 Fuß Höhe.

Fig. 3. Ein *Joghis* oder *Dakambary*, einer von den Büßern, die im 4ten Briefe näher beſchrieben ſind. Er trägt einen Topf mit Feuer auf der flachen Hand, und leidet dabey zu Ehren des Götzen erſtaunliche Schmerzen. Seinen Körper hat er mit Kuhmiſtaſche

und Safran beſchmiert. Unter dem linken Arm trägt er eine Matte mit Dornen durchflochten, worauf er des Nachts ſchläft.

Tab. II.

Fig. 4. Ein Büßer, der ſich am Feſttage der Göttin Bhagavady, unter Zulauf von vielen Zuſchauern, einen eiſernen Haken unter einem der Schulterblätter einhaken läßt, und unter vielem Schmerz mehrere Stunden, an einem Schwengel oder einer Wippe hängt.

Tab. III.

Fig. 5. 6. Sind Pandarum oder Bettelmönche der Hindoos; ſie ziehen im ganzen Lande umher, und verdienen ihren Unterhalt von den abergläubiſchen Hindoos, die ſie für heilig halten, und ihnen keine Gabe verſagen.

Fig. 7. Eine Art Pandarum oder Satadewan, die mit abgerichteten Stieren umherziehen.

Tab. IV.

Fig. 8. Ein Fakir oder mohamedaniſcher Mönch der indiſchen Moormen. Einige ziehen im Lande umher, wallfarthen nach Mecca, und werden oft als Heilige verehrt — andere verrichten den Prieſterdienſt bey den Moſcheen, oder bey den Mauſoleen, wo ſie für die Seelen der Verſtorbenen beten müſſen.

Fig. 9. Ein Götzenwagen. Dieſe ſtehen bey den Pagoden, und werden an beſondern Feſttagen mit Flaggen und andern Zierrathen ausſtaffirt; worauf alsdann der Götze in Proceſſion umher geführt, und von mehreren Hindoos gezogen wird.

Fig. 10. Ein Iman oder mohamedaniſcher Prieſter der indiſchen Moormen. Sie verrichten als Prieſter die Dienſte in den Moſcheen. Der vorliegende trägt ein grünes Gewand, die heilige Farbe, ein Zeichen, daß derſelbe in Mecca beim heiligen Grabe des Mahomed geweſen iſt — ſie tragen eine Art Roſenkränze in der Hand, und andere von dicken Korallen, um die Schultern und Arme.

Fig. 11. Ein Moormen, der am Feſte des Hußan Haßan auf eine beſondere Art geſchmückt, in den Straßen umher tanzt.

Tab. V.

Fig. 12. Bezieht ſich auf das nemliche Feſt, da ein Elephant mit Pauken, und der Fahne Mahomeds, ſich im Gefolge der Proceſſion befindet.

Fig. 13. Ein Peon — Piun — oder Diener einer Herrſchaft; der hier vorgeſtellte gehört zu irgend einer Office der oſtindiſchen Compagnie, und überbringt einen Brief. Auf dem Schilde ſtehen die Buchſtaben V. E. I. C. Vereinigte Oſtindiſche Compagnie.

Fig. 14. Eine Häckerey oder Fuhrwerk, in welchem die vornehmen Indier zu fahren pflegen. Sie ſitzen in demſelben auf einem Polſter, mit untergeſchlagenen Beinen.

Tab. VI.

Fig. 16. Eine Frau aus der Braminen-Kaſte, wie ſie gewöhnlich gekleidet gehen; ſie iſt beſchäftigt Waſſer zu holen.

Fig. 17. Eine Frau aus der Kaſte der Pariars. Auf dieſe Art gehen in Indien gewöhnlich die geringen Weiber gekleidet, oft haben ſie aber auch nicht einmal ſo viel Zeug an wie dieſe hier; das Kind iſt nackend und ſitzt auf der Hüfte.

Fig. 18. Ein Moormen-Frauenzimmer. Gewöhnlich gehen — außer den ganz geringen — dieſe Weiber ganz verſchleiert, und haben blos eine Oeffnung vor den Augen, die jedoch mit einem feinen Netze bezogen iſt.

Fig. 19. Ein Moormen, der aus einem Hukah raucht. Dieſer Hukah iſt eine Art Pfeife; das untere Gefäß iſt von Tonerde wie Wedgewood, oderauch aus Metall gemacht, mit ſilbernen Zierrathen ausgelegt und bis über die Hälfte mit Waſſer gefüllt. Ein ſilbernes Feuerbecken, welches auf einem Rohr befeſtigt iſt, enthält einen Kuchen, der aus mehreren Arten Gewürz zubereitet wird, und der durch Kohlen einen Rauch von ſich giebt, welcher, vermittelſt der langen Schlange, die der Mann in der Hand hält, durch das Waſſer in dem Gefäße gezogen und ſo verraucht wird — dieſer Rauch verbreitet einen angenehmen aromatiſchen Geruch — an dem Ende der Schlange, oder des Pfeifenrohrs, befindet ſich ein Mundſtück — gewöhnlich von Achat — welches man in den Mund nimmt. Auch die Europäer rauchen in Indien ſehr häufig aus dem Hukah, und halten ſich einen beſondern Bedienten dazu, welcher Hukahbahdahr genannt wird, der weiter nichts zu thun hat, als dafür zu ſorgen, den Hukah in gutem Stand zu erhalten, und die gewürzreichen Kuchen und Kohlen anzuſchaffen, die dazu beſonders von Reis gemacht werden.

Tab. VII.

Fig. 15. Ein Cannacopule oder Schreiber. In der linken Hand halten ſie die Olles oder getrockneten Palmblätter, in der rechten einen Griffel, mit welchem ſie die Buchſtaben auf die Olles eingraben.

Fig. 20. Ein Dubaſchy oder erſter Bediente einer Herrſchaft. Sie tragen, wie die Peons, ein langes weißes Gewand, beſorgen die Geſchäfte im Hauſe, bey einigen die ganze Haushaltung, warten bey Tafel auf, und werden zum Verſchicken gebraucht; ſie können ſchreiben und rechnen, und ſind entweder aus der Kaſte der Braminen, der Tſchutris, oder der Schuters.

Fig. 21. Die Art, wie in Indien die Reisfelder gepflügt werden. Der Pflug beſteht aus einem ſpitzzulaufenden Keil, der von Ochſen oder

Buffalos gezogen wird, und nur eben den Boden etwas aufreißt, hinten wird ſolcher durch den Treiber oder Pflüger dirigirt.

Tab. VIII.

Fig. 22. Ein Pikotty, oder die Art, wie die Indier das Waſſer aus den Tänks und Brunnen ſchöpfen, und auf die Reisfelder leiten. Dieß iſt im 13ten Briefe näher beſchrieben.

Fig. 23. Iſt eine von denjenigen Hütten, welche von den Pariars oder den niedrigſten Kaſten bewohnt ſind. Sie werden von Palm = und Kokuszweigen gemacht. Zwey Weiber ſind vor gegenwärtiger beſchäftigt den Reis zu ſtoßen und zu reinigen.

Fig. 27. Ein Maßuly=Boot. Siehe den 15ten Brief.

Tab. IX.

Fig. 24. 25. 26. a u. b ſind im 13ten u. 14ten Briefe genugſam beſchrieben.

Tab. X.

Fig. 28. Ein Katamaran. Siehe den 15ten Brief.

Fig. 29. Ein Schreiner, wie er ohne Hobelbank auf der Erde ſeine Arbeit verrichtet.

Fig. 30. Ein Schmidt, bey welchem ein Knabe ſitzt, der mit beyden Händen die Blaſebälge treibt.

Tab. XI.

Fig. 31. Ein Schuſter.

Fig. 32. Ein Schneider und Moormen. Er trägt lange weite Pantalons von geſtreiftem ſeidnen Zeuge, ein weißes langes baumwollenes Gewand, über der rechten Schulter einen Shawl, und im Gürtel einen Dolch.

Fig. 33. Iſt eine Oelpreſſe, die durch Ochſen getrieben wird.

Tab. XII.

Fig. 34. Ein junger Indier, der auf einer Vina ſpielt, und dazu ſingt. Siehe den 15ten Brief.

Fig. 35. 36. 37. ſind im 17ten und 18ten Briefe näher beſchrieben.

Tab. XIII.

Fig. 38. 39. ſind ebenfalls im 17ten und 18ten Briefe beſchrieben.

Fig. 40. Iſt ein Taſchenſpieler dargeſtellt, indem er vier metallene Kugeln in die Höhe wirft und wieder fängt; vor ihm ſteht ein Sack, der ſeine Sachen zu den Gaukelkünſten enthält.

Tab. XIV.

Fig. 41. Ein Schlangenfänger; er ſpielt auf einem Inſtrument, wornach eine Brillenſchlange tanzt.

Fig. 42. Iſt im 19ten Briefe ausführlich beſchrieben.

Prospect 1.

Best del. ad nat. J. J. Wagner sc. 1786.

Prospect 2.

Best del. ad. nat.

J. J. Wagner sc.

Prospect 3.

Best del. ad. nat.

J. J. Wagner sc.

Prospect 4.

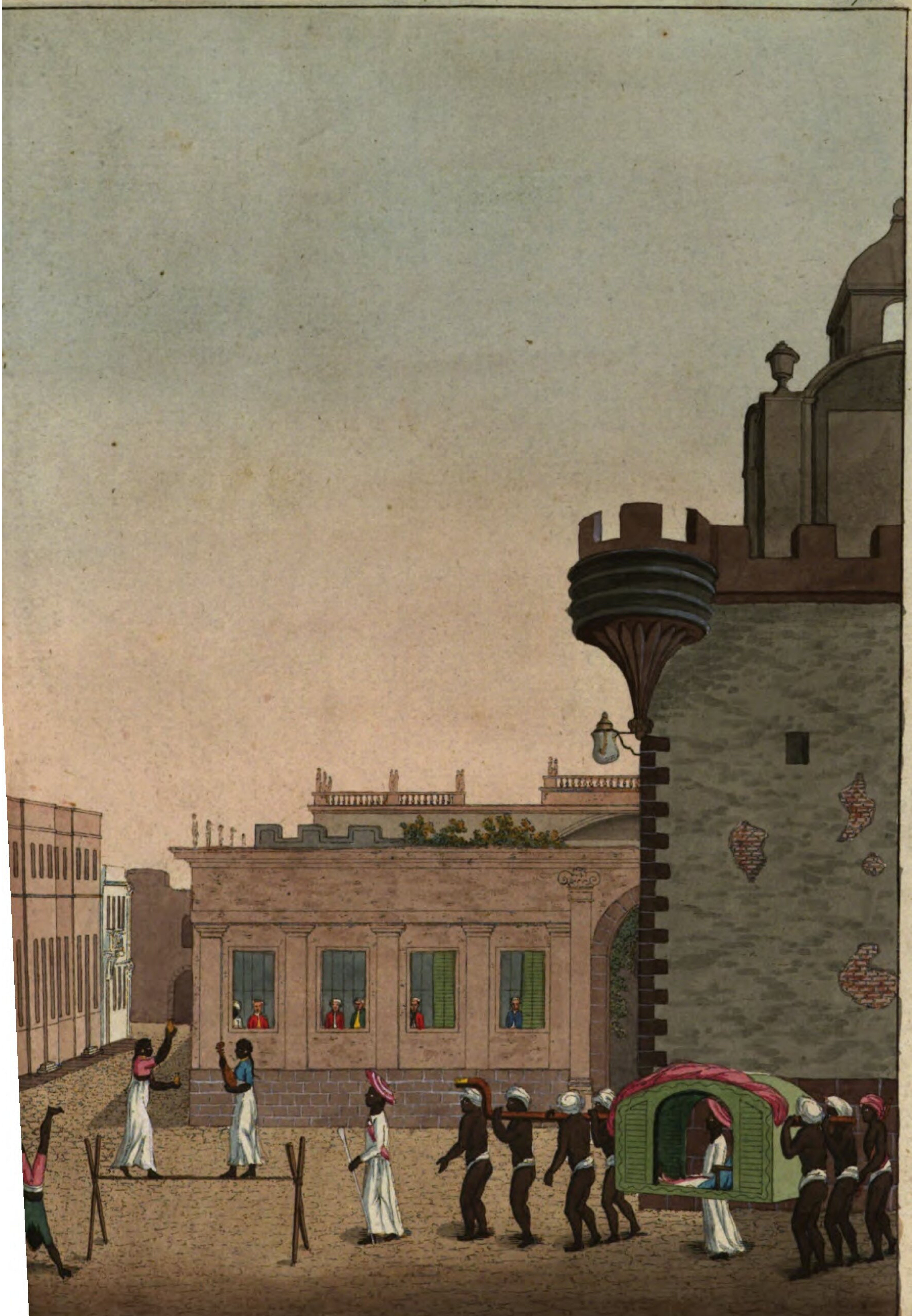
Beſt del. ad nat.

J. J. Wagner sc. 1806.

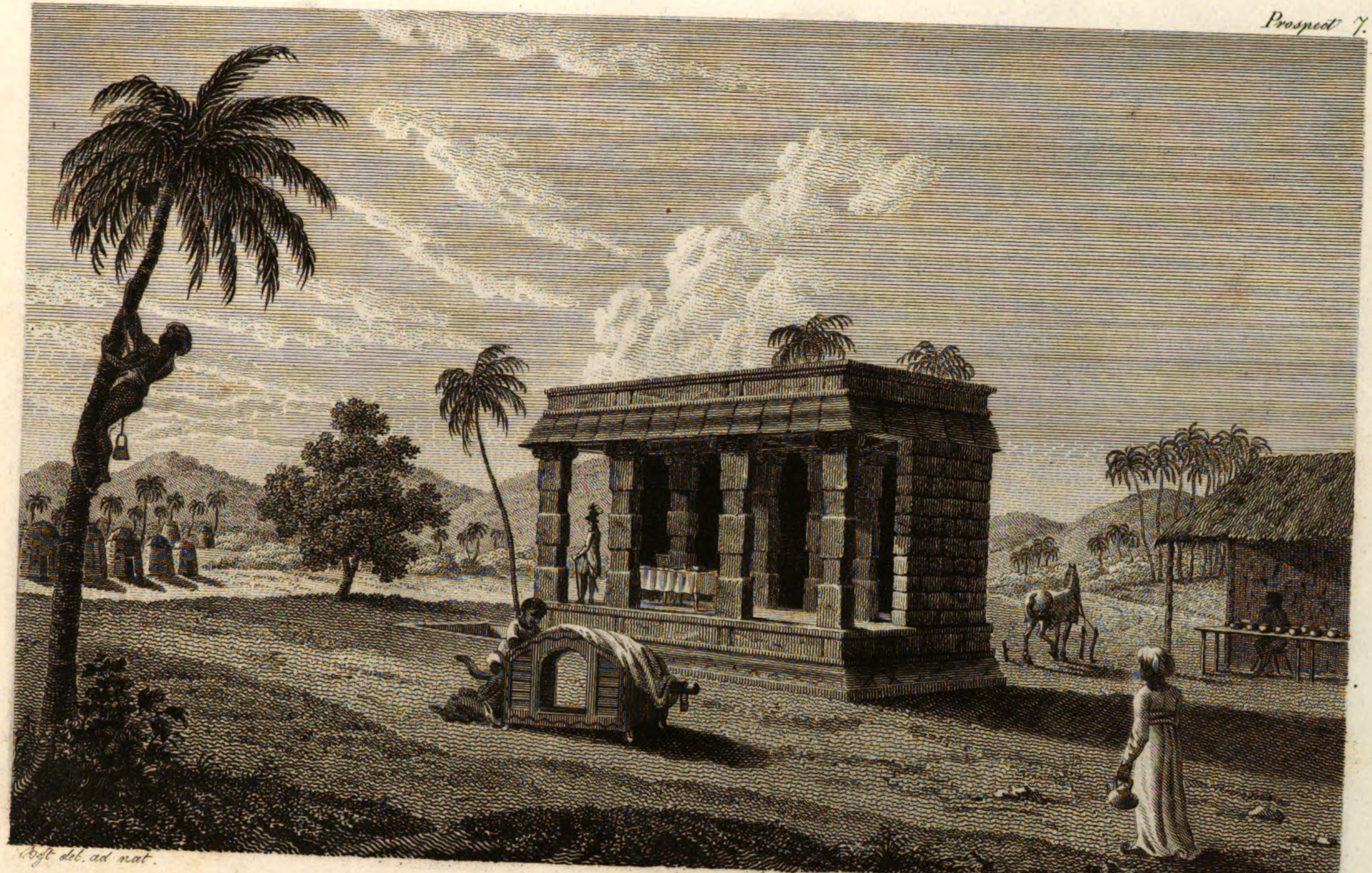
Prospect 5.

Boſt del. ad. nat.

J. Wagner ſc. 1806.



Prospect 7.



Boſt del. ad nat.

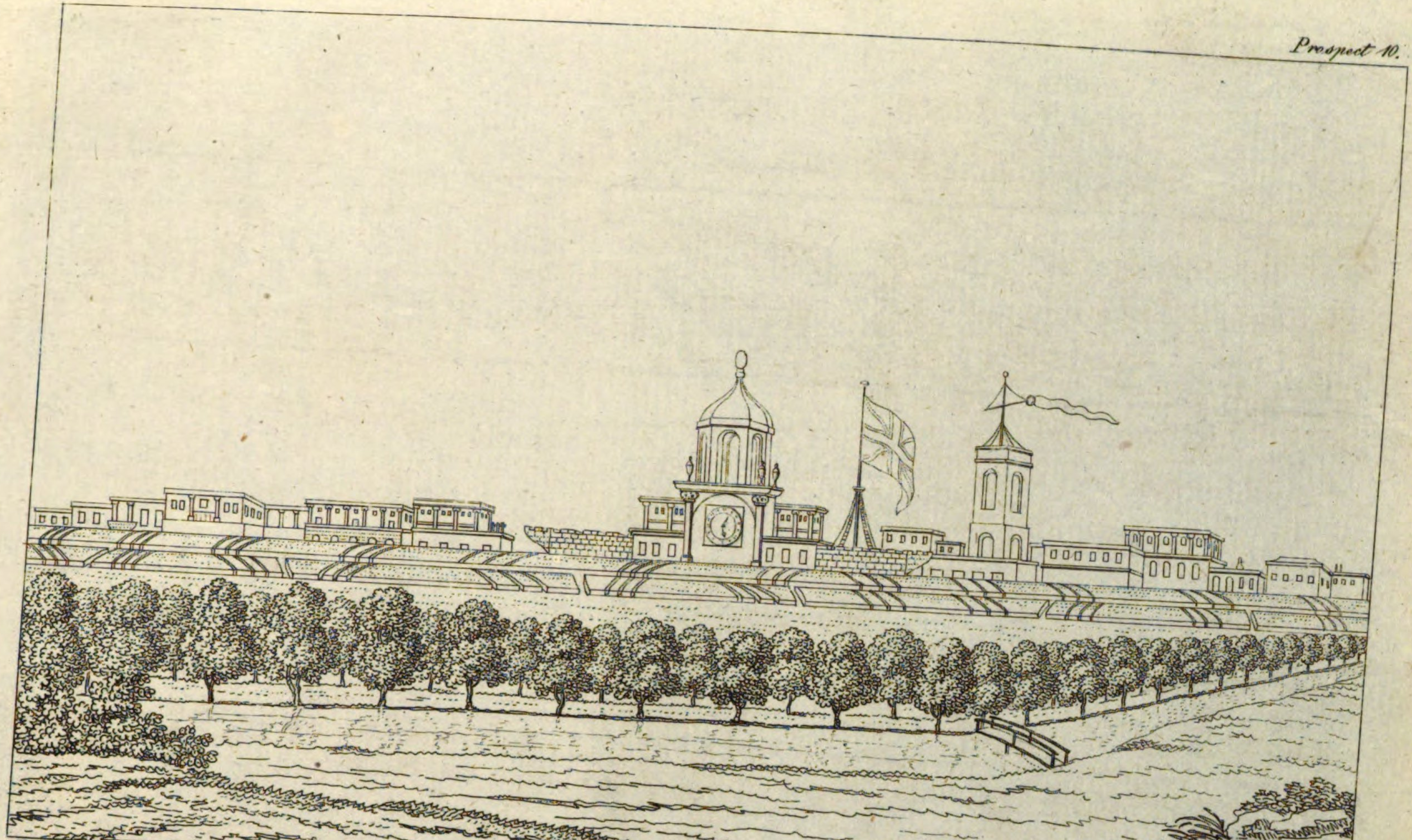
J. J. Wagner sc. 1806.

Prospect 8.

Best del. ad. nat.

J. J. Wagner sc.

Prospect 10.



Best del. ad nat.

J. J. Wagner sc.

Prospect II.

Beſt del. ad nat. *J. J. Wagner sc. 1806.*

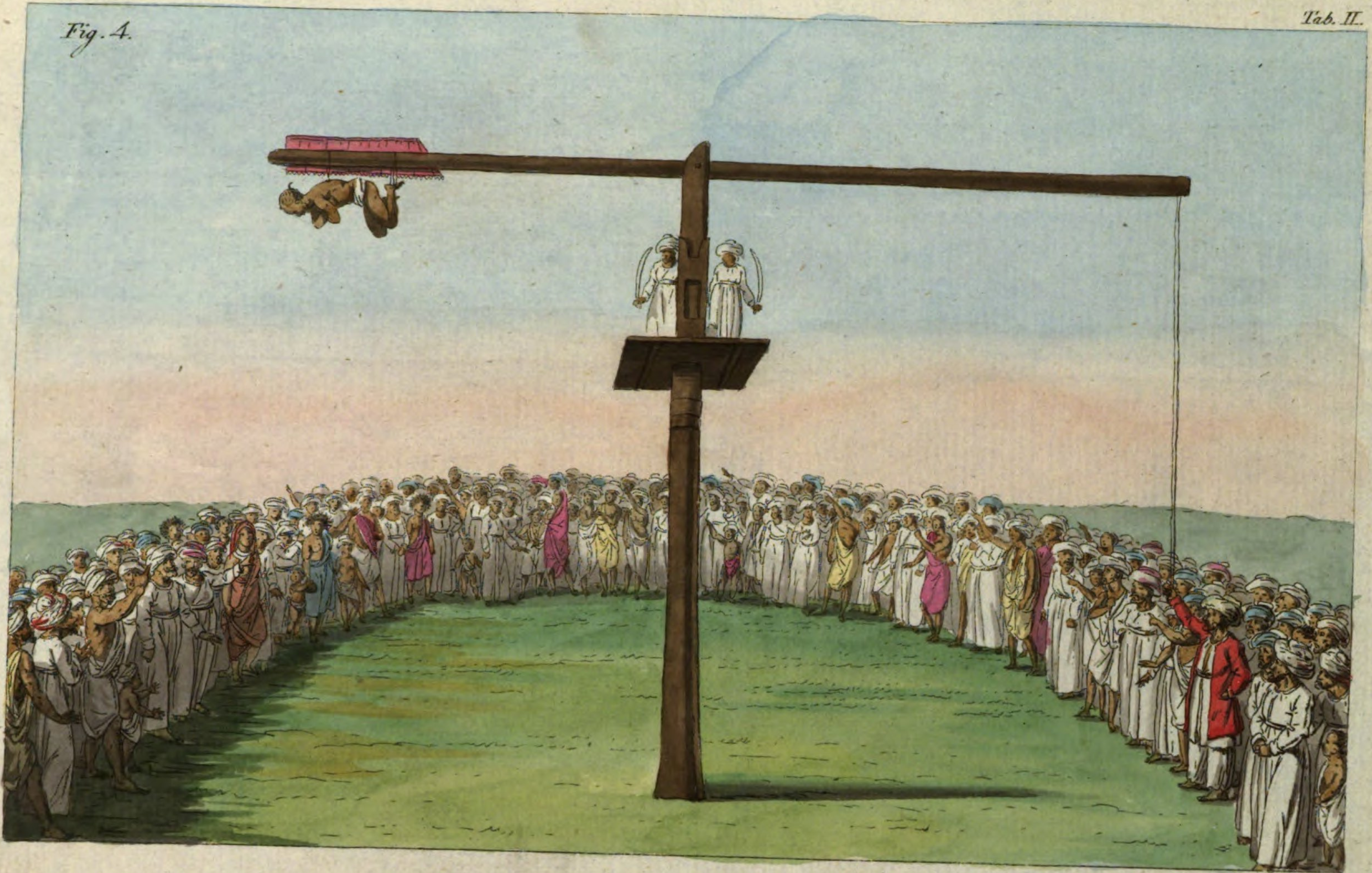
Leichenprocession der Hindus.

13. Prospect.

Hochzeitsprocession zu Madras.

Tab. I.

Fig. 4.



Tab. III.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Tab. IV.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig: 10.

Fig. 11.

Tab. V.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

F. Leopold fec.

Fig. 16

Fig 17

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 15.

Fig. 21.

Fig. 23.

Fig. 22.

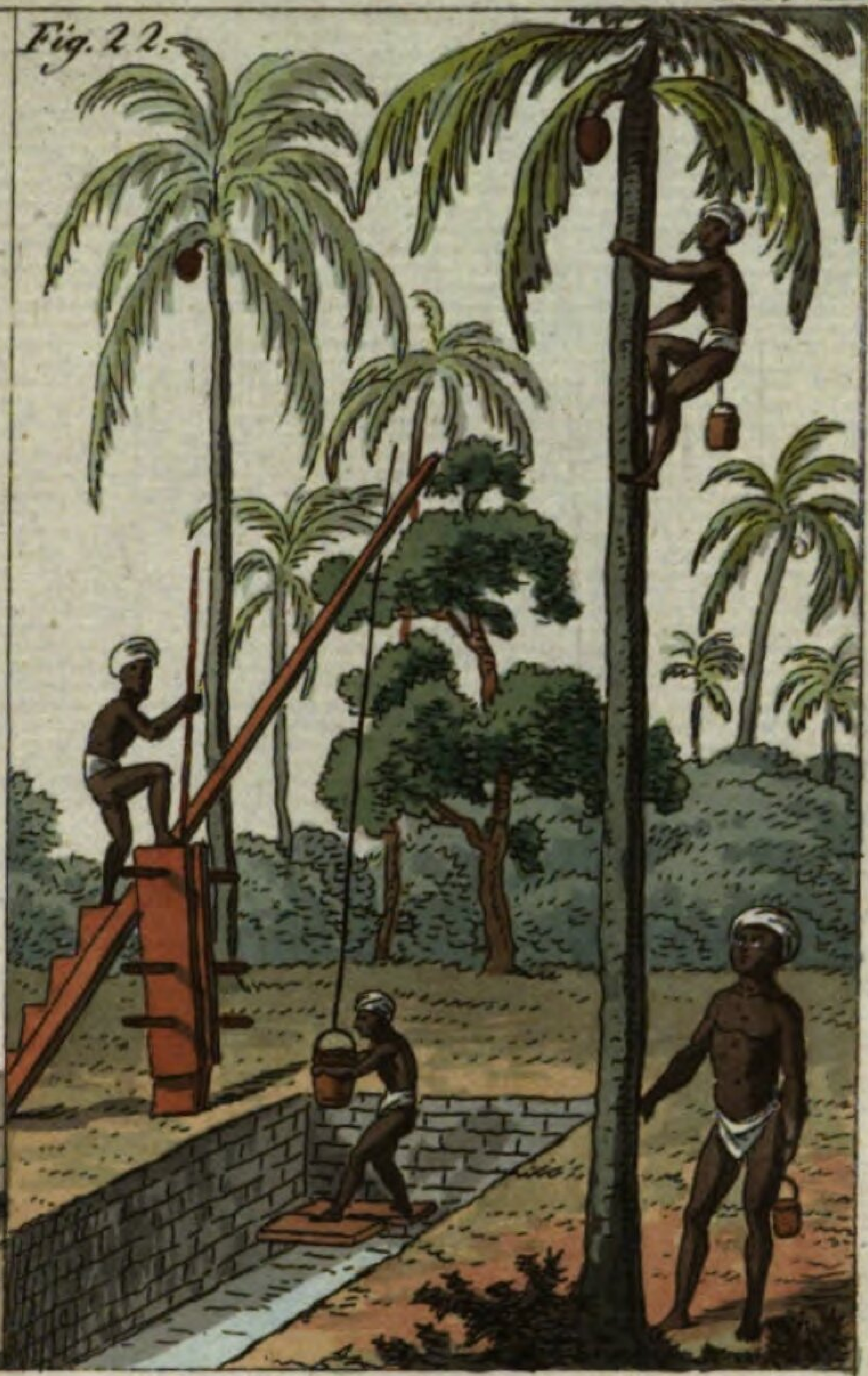


Fig. 27.

Tab. IX.

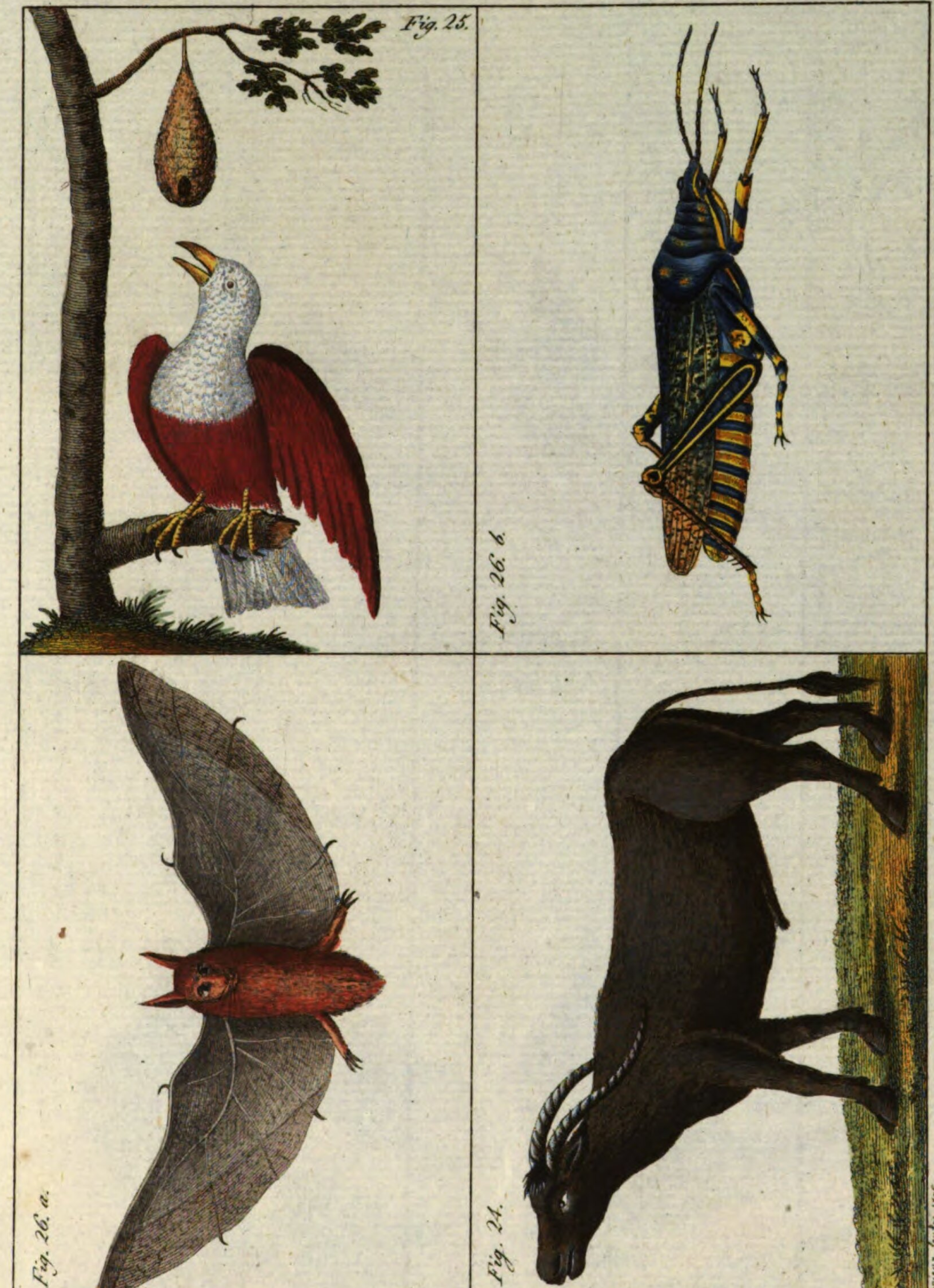


Fig. 28.

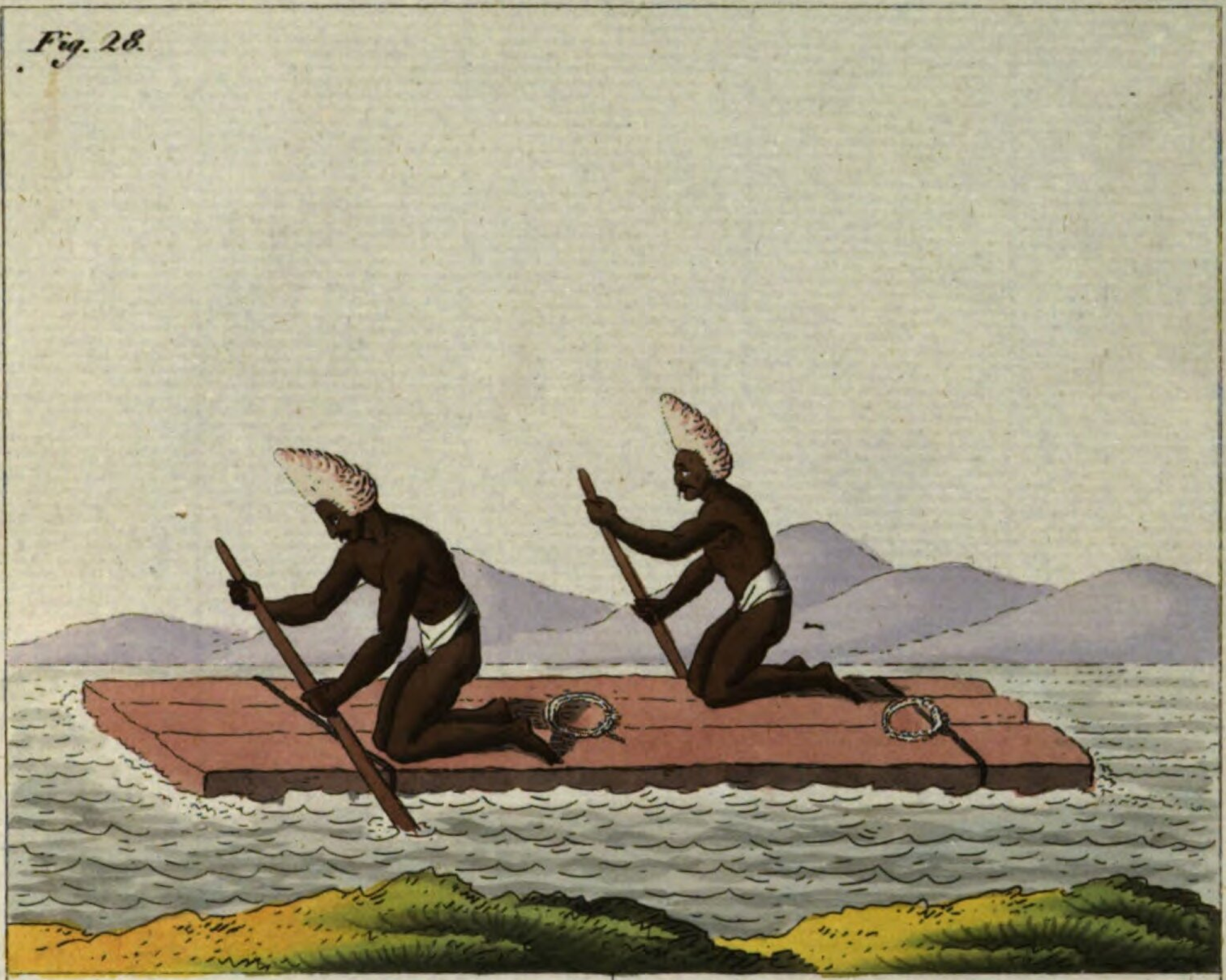


Fig. 30.

Fig. 29.

Tab. XI.

Fig. 32.

Fig. 31.

Fig. 33.

Fig. 35.

Fig. 34.

Fig. 37.

Fig. 36.

Fig. 40.

Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 42.

Fig. 41.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Best, C. C.

Briefe über Ost-Indien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helena Mit colorirten Abb. und Prospecten

Leipzig 1807

4 H.as. 64

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10359539-5